

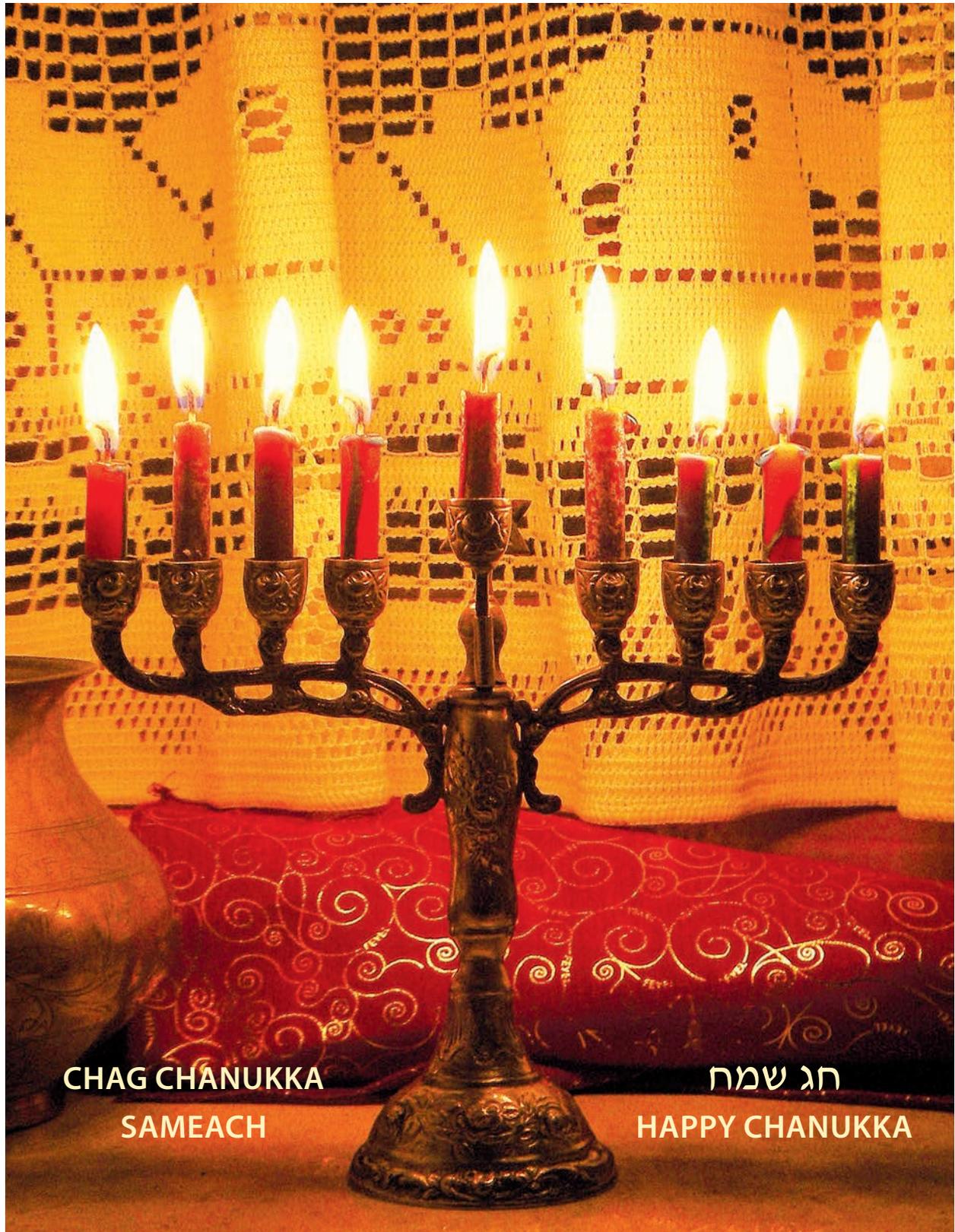
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

35. JAHRGANG / NR. 143

חנוכה תשפ"א

10. DEZEMBER 2020



CHAG CHANUKKA
SAMEACH

חג שמח
HAPPY CHANUKKA

Corona: Solidarität und Zusammenhalt

Die „Allianz für Weltoffenheit, Solidarität, Demokratie und Rechtsstaat – gegen Intoleranz, Menschenfeindlichkeit und Gewalt“ hat in einem gemeinsamen Aufruf dafür geworben, angesichts der aktuellen Herausforderungen der Corona-Pandemie demokratische Grundwerte und gesellschaftlichen Zusammenhalt zu wahren, den Diskurs zu suchen und Solidarität zu üben.

Die Corona-Pandemie und ihre Bewältigung sind für die Menschen in Deutschland und weltweit eine schwere Belastung. Seit dem Ausbruch der Krise haben Gesellschaft und Politik in unserem Land vieles richtig gemacht. Die Verbreitung des Virus konnte zunächst verlangsamt werden. Eine Überlastung unseres Gesundheitssystems wurde bisher verhindert. Die wirtschaftlichen und sozialen Folgeschäden konnten bislang in Grenzen gehalten werden. Seit Oktober sind die Infektionszahlen wieder stark angestiegen. Wenn wir das aktuelle Pandemiegeschehen nicht rasch in den Griff bekommen, sind die Risiken erheblich: für die Gesundheit und das Leben vieler Menschen, ihre wirtschaftliche Existenz, aber auch für das gesellschaftliche Miteinander.

Eine große Mehrheit in unserem Land trägt das entschlossene Handeln der Politik mit. Auch der Grundsatz, dass jede und jeder Einzelne Verantwortung für den anderen übernehmen muss, trifft weiterhin auf breite Zustimmung. Gleichzeitig sinkt jedoch die Akzeptanz für pauschale Antworten. Zunehmend besteht die Herausforderung darin, differenzierte Lösungen zu finden, die auch auf längere Sicht verstanden und akzeptiert werden. Dies setzt eine lebendige demokratische Auseinandersetzung und einen offenen gesellschaftlichen Diskurs voraus.

Die Bereitschaft der Menschen zu solidarischem Handeln lässt sich nicht verordnen. Solidarität kann aber durch offene, demokratische Debatten gestärkt werden. Wenn Grund- und Freiheitsrechte des Einzelnen und das gesellschaftliche Leben eingeschränkt werden, muss dies nicht nur wissenschaftlich gut begründet werden; solche Maßnahmen müssen außerdem einsichtig, verhältnismäßig und demokratisch legitimiert sein. Und es muss weiterhin gewährleistet sein, dass all diejenigen, die aufgrund der Einschränkungen um ihre wirtschaftliche Existenz fürchten, sich darauf verlassen können, dass der Staat sie unterstützt.

Ängste und Sorgen sind in dieser schwierigen Situation verständlich, Kritik und Zweifel an getroffenen Entscheidungen können berechtigt sein. Niemand darf aber für sich in Anspruch nehmen, seine Freiheit auf Kosten anderer auszuleben. Wer mit Falschinformationen und Verschwörungstheorien die Bereitschaft zur Solidarität untergräbt, gefährdet unsere Demokratie und setzt die Gesundheit zahlreicher Menschen aufs Spiel.

Als „Allianz für Weltoffenheit“ rufen wir zu rücksichtsvollem, besonnenem Handeln und mehr Dialogbereitschaft auf. Als Teil eines breiten gesellschaftlichen Bündnisses wollen wir dazu beitragen. Wir engagieren uns für den offenen demokratischen Diskurs, Solidarität und gesellschaftlichen Zusammenhalt. Uns eint die Überzeugung, dass die eigene Freiheit spätestens dort endet, wo die Gesundheit und das Leben anderer gefährdet wird. Deshalb appellieren wir als „Allianz für Weltoffenheit“ an die Politik und unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger:

- Parlamente auf Bundes- und Länderebene sind in unserer Demokratie die zentralen Orte politischer Debatten und Entscheidungen. Dies muss auch in Ausnahmesituationen gelten.
- Die Politik muss Maßnahmen, mit denen Grund- und Freiheitsrechte vorübergehend eingeschränkt werden, gut begründen und erklären. Dazu zählt auch, dass sie auf die Nachvollziehbarkeit der Maßnahmen achtet und mit allen Teilen der Gesellschaft aktiv das Gespräch sucht.
- Politik und Gesellschaft sind gemeinsam gefordert, neue Räume für die Debatte, für Kritik und konstruktive Vorschläge zu eröffnen. Wir alle stehen in der Verantwortung, Menschenleben zu schützen und jenen beizustehen, die unter der Pandemie besonders leiden.

Gemeinsam wird es den Menschen in unserem Land gelingen, die Ausbreitung des Virus einzudämmen und die Folgen der Krise mit Solidarität aufzufangen.

Das gesellschaftliche Bündnis: Zentralrat der Juden in Deutschland, Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Deutsche Bischofskonferenz, Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, Deutscher Gewerkschaftsbund, Deutscher Kulturrat, Koordinationsrat der Muslime, Deutscher Naturschutzring und Deutscher Olympischer Sportbund.

STOLPERSTEINE IN BAD BRÜCKENAU

LUDWIG GOLDSCHMIDT

JG. 1923

DEPORTIERT 1941

KOWNO FORT IX

ERMORDET 25. 11. 1941

PAULA SPIER

JG. 1874

UNFREIWILLIG VERZOGEN

GEDEMÜTIGT / ENTRECHTET

TOT 5. 12. 1941

BERNHARD FRANK

JG. 1898

UNFREIWILLIG VERZOGEN

DEPORTIERT 1942

MAJDANEK

ERMORDET 10. 7. 1942

Titelbild: Chanukka-Licht im Fenster. Foto: Rab. Y. Deusel.

Umschlag hinten: Nr. 1: Geschenke zu Rosch Haschana in der Gemeinde Hof. **Nr. 2:** Zeichnung von Else Lasker-Schüler. Foto: Von der Heydt-Museum. **Nr. 3:** Kölner Straßenbahn. Foto: KVB, Christoph Seelbach. **Nr. 4:** Historische Stadthalle Wuppertal, Auftritt Else Lasker-Schüler. Foto: Stadt Wuppertal. **Nr. 5:** Backen in der IKG Bamberg. **Nr. 6:** Synagoge Wuppertal.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

neben den historischen Hintergründen von Chanukka aus dem Jahr 168 vor der Zeitrechnung, die Rabbiner Berger auf der nächsten Seite beschreibt, entwickelte sich in späteren Zeiten eine ausgeprägte Tradition für das Aufstellen und Anzünden der Chanukka-Lichter. „Neben der Form des Leuchters“, schreibt der Rabbiner, „hat die halachische, also die religionsgesetzliche Literatur, den wichtigen Grundsatz festgelegt, dass diese Lichter als Raumbeleuchtung nicht verwendet werden dürfen.“

Diese Halacha, aber auch andere Sitten und Gebräuche, machen die Chanukka-Traditionen zu etwas ganz Besonderem. Immerhin beziehen sie sich auf das „Wunder von Chanukka“, auf „Nes gadol hachasam“, damals, vor fast 2.200 Jahren.

Etwa 500 Jahre später, im Jahr 321, ist ein zentrales Ereignis deutsch-jüdischer Geschichte angesiedelt. In diesem Jahr erwähnt der römische Kaiser Konstantin erstmals in einem historischen Dokument Juden in Köln, dass damals noch eine römische Provinz war. Demnach erlaubte der Kaiser auch Juden die Berufung in Ämter der Stadtverwaltung. Damit ist dieses Dekret mit dem Datum 11. Dezember 321 die älteste erhaltene Urkunde, die die Existenz von Juden nördlich der Alpen belegt.

Im nächsten Jahr, 2021, werden wir zahlreiche Gelegenheiten haben, an diese



1700-jährige Geschichte zu erinnern. An dieser Stelle möchte ich dann doch anmerken, da die Anfänge in Köln noch in römischer Zeit lagen, dass wir auf 1700 Jahre römisch-deutsch-jüdischer Geschichte blicken.

Ziel wird es im nächsten Jahr sein, das heutige vitale und vielfältige jüdische Leben in Deutschland und seine 1700-jährige Geschichte sichtbar zu machen und auch die europäische Dimension jüdischer Geschichte und Kultur zu betonen. Für die Planung und Durchführung des gesamten Programms wurde

der Verein „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ mit Sitz in der Synagogengemeinde Köln gegründet. In der Domstadt am Rhein fährt auch bereits eine Straßenbahn mit Hinweisen auf das Jubiläum (siehe dazu Seite 9 in diesem Heft).

Frühe jüdische Gemeinden finden wir auch auf dem Gebiet des heutigen Bayerns. Beispielhaft erwähnen möchte ich Augsburg, Bamberg und natürlich Würzburg. Wir in Bayern werden das Jubiläum mit einem Festakt Mitte Januar begehen.

Die Corona-Pandemie hat sich zum Winter wieder zu einem großen Problem entwickelt. Das Infektionsgeschehen wird, das betont das Robert Koch-Institut immer wieder, sehr stark von unserem eigenen Verhalten, also von der Reduzierung unserer Kontakte zu anderen Menschen, bestimmt. Bitte beachten Sie dazu auch den Aufruf hier auf der linken Seite.

bleiben Sie gesund und achten Sie auf sich, auf Ihre Familie und auf alle Menschen in Ihrer Umgebung.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein fröhliches Chanukka-Fest,

CHAG CHANUKKA SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Chanukka 5781 Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4	Wuppertaler Gemeindegeschichte Von Benno Reicher 27	IMPRESSUM
Kultur	Dokumentation	Redaktionsleitung: Benno Reicher, redaktion@berejournal.de www.bayerisch-jüdisch.de
Der „Habima-Skandal“ Von Roland Flade 10	70 Jahre Zentralrat	JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN Wir erscheinen im April zu Pessach, im September zu Rosch Haschana, im Dezember zu Chanukka und in diesem Heft mit Beiträgen von Rab. Berger, Rab. Deusel, Yizhak Ahren, Roland Flade, Angela Genger, Miryama Gumbel, Daniel Hoffmann, Ina Karg, Regina Kon, Gaby Pagener-Neu, Thomas Pilling, Benno Reicher, Stefan W. Römmelt und Priska Tschann-Wiegelmann
Im weiß-blauen Land Von Ina Karg 11	Rede des Präsidenten des Zentralrats, Dr. Josef Schuster 29	Herausgeber: Landesverband Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R., Effnerstraße 68, 81925 München
Nachrichten aus Frankreich	Rede von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel 31	Gesamtherstellung: Druckerei Höhn, Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach
Von Gaby Pagener-Neu 15	Bayern	
Jüdisch Reisen – Wuppertal	Schüler Gedenken Von Stefan W. Römmelt 33	
Zu Besuch bei Else Lasker-Schüler Von Priska Tschann-Wiegelmann 19	Aus den bayerischen Gemeinden . . 36	
Else Laskers Schülers Schlüsselworte Von Daniel Hoffmann 22	Buchbesprechungen 43	
Versuchen Sie es einmal Von Thomas Pilling 24	Russischer Beitrag	
	Von Regina Kon 51	

Chanukka 5781

Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger



Rabbiner Dr. Joel Berger

Chanukka ist eines unserer postbiblischen Feste. Somit ist es in den Büchern unseres Tenach, unserer Bibel nicht erwähnt. Chanukka ist eines unserer populärsten und fröhlichsten Feste und wird in sehr weiten Kreisen unseres Volkes begangen. Vielleicht auch, weil uns dieser Festtag keine schwer zu bewältigenden Pflichterfüllungen abverlangt. In den meisten jüdischen Häusern in aller Welt finden wir eine achtarmige Chanukkija, einen Leuchter aus unterschiedlichen Materialien und sehr variablen Formen.

Die historischen Hintergründe für dieses Fest berichten uns, dass im Jahre 168 vor der Zeitrechnung (v.d.Z.) die hellenistischen Heere von Antiochus Epiphanes Jerusalem und das Heiligtum Israels erobert und für ihren heidnischen Kult umgewandelt haben. Es wurden im Tempel Götzenbilder und Statuen aufgestellt und den griechischen Göttern auch Schweine geopfert. Doch das war nicht genug! Der fremde Eroberer wollte das jüdische Volk hellenisieren und ihnen die griechische Kultur aufzwingen.

Daher setzte er strenge Regelungen in Kraft, wie das strikte Verbot, den Schabbat einzuhalten oder Rosch Chodesch, den Beginn eines neuen Monats zu begehen. Damit wäre die Gültigkeit des jüdischen Kalenders samt allen Festtagen aufgehoben worden. Außerdem untersagte er die Brit Mila, die Beschneidung der Knaben und deren Aufnahme in den Bund Abrahams.

Somit wird nachvollziehbar, dass dieser heidnische Herrscher nicht nur die jüdische Religion, die Ausübung des Kultes und der Kultur vernichten wollte.

Eine kleine Schar von jüdischen Freiheitskämpfern, die sich Makkabäer nannten, griff nun mutig zu den Waffen. Das hebräische Wort Makkabi bedeutet „Hammer“ und es ist auch der Beiname von Juda, dem Sohn des Hohepriesters Mattijahu.

Er war der militärische Anführer des Aufstandes gegen die syrisch-hellenistische Besatzung, der im Jahr 168 v.d.Z. begann. Der Name wird häufig auch auf seine Brüder übertragen sowie auf die von ihnen ausgelöste Bewegung, die die religiöse Eigenheit des jüdischen Volkes bewahrte und durch ihre Zähigkeit sowie durch kriegerisches und diplomatisches Geschick für fast ein Jahrhundert die nationale Souveränität erwirkte. Die nachfolgenden Generationen bezeichnen sich nach ihrem Ahnherrn Haschmon als Haschmonäer.

Es gelang ihnen, die mächtigen Gegner zu schlagen und den Tempel zu Jerusalem zurückzuerobern. Götzenbilder und Skulpturen wurden entfernt. Danach wollten sie als erste Amtshandlung den siebenarmigen Tempelleuchter, die Menora, im wieder eingeweihten Heiligtum von Jerusalem anzünden. Doch sie fanden nur ein kleines Krüglein reines Olivenöl, das den kultischen Reinheitsgeboten und somit den Erfordernissen entsprach. Und so konnten die Makkabäer am 25. Tag des jüdischen Monats Kislew den Tempelleuchter entzünden. Doch jetzt geschah ein Wunder. Die winzige Menge Öl, die nur für einen Tag gereicht hätte, brannte stattdessen acht Tage lang. Dies war die allererste Chanukka-Feierlichkeit im Heiligtum.

An den acht Tagen unseres Festes erinnern wir uns an dieses Wunder im Heiligen Land. Über den Brauch Chanukkalichter anzuzünden lernen wir erst aus einer nachbiblischen talmudischen Quelle, einer Mischna, also einem rabbinischen Lehrstück (Baba kamma 6:6). Jedoch über eine konkretere Beschreibung der achtarmigen Chanukkaleuchter finden wir noch nichts. Man kann vermuten, dass es sich um Öllampen gehandelt hatte. Dagegen wird in weiteren Traktaten des Talmuds, der Gemara (Schabbat 21/b), die erforderliche Art und Weise des Lichtzündens an den Chanukkaabenden ausführlich behandelt.

Hier wird auch die Erfüllung der Mizwa, des Gebotes, eingehend erläutert. Seit dieser talmudischen Zeit ab dem 3. Jahrhundert n.d.Z. ist es üblich geworden, in jedem jüdischen Haushalt an jedem Abend des Festes ein Licht mehr anzuzünden. Dies lehrte die Schule des bekannten Lehrers Hillel. Anfangs hat man die Lichter jeweils einzeln und gesondert in Stein- oder Lehmbehältern angezündet. Mit der Zeit hat man diese acht Behälter zusammengeführt und daraus einen Leuchter gestaltet. Der Talmud erwähnt sogar die Möglichkeit eines kreisförmigen Chanukkaleuchters (Schabbat 23/b).

Neben der Form des Leuchters hat die halachische, also die religionsgesetzliche Literatur, den wichtigen Grundsatz festgelegt, dass diese Lichter als Raumbelichtung nicht verwendet werden dürfen. Aus diesem rabbinischen Verbot entwickelte sich die Sitte, dass in der Nähe des Chanukkaleuchters ein etwas höher gestelltes, weiteres Licht angezündet wurde, das man zu Beleuchtungszwecken verwenden konnte. Diese Einrichtung führt bis heute zur Verwendung des „Schammasch“, des Dieners.

Der Schammasch ist ein zusätzliches neuntes Licht, sehr häufig eine Wachskerze, mit der man das Licht in den anderen sieben Ölbehältern oder Kerzen im Leuchter anzündet. Eine weitere halachische Bestimmung ist, dass die Lichter der Chanukkija mindestens eine halbe bis eine Stunde brennen müssen. Ebenfalls eine talmudische Bestimmung sorgt für die richtige Platzierung des Chanukkaleuchters in den Wohnungen. Es ist erforderlich, diese Lichter vor die Eingangstür oder auf der Fensterbank aufzustellen. Damit wollen wir das Wunder nach draußen in die Dunkelheit verbreiten. Es ist also eine Verpflichtung, die Wundertat Gottes öffentlich kundzutun.

In Israel gehört es zum Alltag des Festes, dass im ganzen Land auch an allen öffentlichen Gebäuden und Plätzen allabendlich das Licht der Chanukkaleuchter erstrahlt. Erfreulicherweise werden in letzter Zeit in Europa immer mehr Städte und öffentliche Plätze mit Chanukkaleuchtern und ihren Lichtern bestückt. Das Anzünden der Chanukkija findet oft auch durch Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens statt.

Fest der Hoffnung

Von Rabbinerin Dr. A. Yael Deusel

Chanukka ist ein Fest der Freude und es ist ein Fest des Lichtes. In den langen dunklen Nächten zwischen Kislev und Tevet entzünden wir die Chanukka-lichter, jeden Abend eine Kerze mehr, und erhellen damit die Dunkelheit, jeden Tag ein wenig mehr. Wir stellen die Leuchter ins Fenster, damit der Schein der Lichter nicht nur uns erfreut, sondern dass auch denen, die draußen vorbeigehen, die Botschaft des Lichtes als Zeichen der Hoffnung sichtbar wird.

Chanukka ist zudem ein Fest der Freiheit. Es gründet sich auf den Sieg der Makkabäer gegen die fremden Unterdrücker des jüdischen Volkes. Und in jedem Jahr, seit über 2.100 Jahren, feiert man dieses Fest eines großen Sieges, der unserem jüdischen Volk Freiheit gebracht hat. Den Sieg der Schwachen über die Starken; den Sieg von Wenigen über Viele, wie es in unserem Gebet *Al ha-nissim* heißt, das wir in den acht Tagen von Chanukka in unsere Gebete einfügen, sowohl in der Synagoge in der Amida als auch zu Hause im Birkat Ha-Mason.

In den Paraschot um Chanukka lesen wir die Geschichte von Joseph, von seinem wunderbaren Aufstieg vom Sklaven im ägyptischen Gefängnis zum zweithöchsten Mann im Staat. Er erhält, gleich zu Beginn seiner märchenhaften Karriere, einen ägyptischen Namen und eine ägyptische Frau dazu, mit der er eine Familie gründet. Er ist sozusagen der Prototyp eines jüdischen Mannes, der in der Galut Karriere macht. Wohl achtet er die nicht-jüdische Obrigkeit, von der er ägyptisiert wird; aber er assimiliert sich nicht. Er gibt seine jüdische Identität nicht auf und seine Umgebung akzeptiert das.

Seine Söhne Ephraim und Menasche, die ihm seine ägyptische Ehefrau geboren hat, sind ebenfalls Juden. Ihr Großvater Ja'akov nimmt sie in die Familie auf und integriert sie in die jüdische Tradition. Noch heute segnen wir unsere Kinder mit den Worten: „Der Ewige lasse dich werden wie Ephraim und Menasche...“. Und die Tora sagt uns, dass der Ewige mit Joseph und seiner Familie war.

Viele Jahre später kam eine dunkle Zeit für die Kinder Israels in Ägypten, aus der sie Moses schließlich herausführte in die Freiheit; diese *sman matan cherutenu* feiern wir an Pessach. Lange Zeit lebten sie in dieser Freiheit, wurden zu einem Volk, in ihrem eigenen Land,

regiert zuerst von den Richtern, dann von ihren Königen. Doch eines Tages verloren sie ihre Freiheit wieder. Fremde herrschten über das Land Israel; und wieder mussten sich die Israeliten mit einer nicht-jüdischen, ja judenfeindlichen Obrigkeit auseinandersetzen. Und so mancher, der etwas werden wollte in dieser neuen Gesellschaft, gab sein Jüdisch-Sein auf.

Die Makkabäer zeigen uns einen anderen Weg: Sie lehren uns, dass es manchmal notwendig ist, um seine Identität zu kämpfen. Die Makkabäer-Bücher und auch Flavius Josephus berichten uns in eindringlicher Weise davon, wie Juden Widerstand geleistet und dafür gekämpft haben, ihre Religion, ihre Riten nicht aufgeben zu müssen. Nicht aufzugehen in den anderen Religionen und Kulturen, die sie umgaben. Und wieder lesen wir, dass der Ewige mit ihnen war.

So konnten sie sich gegen einen schier übermächtig scheinenden Gegner am Ende durchsetzen. Dies erklärt uns die Haftara am 1. Schabbat Chanukka: *Lo be-cheil ve-lo be-koach* – Nicht durch Menschen-Macht, nicht durch eigene Kraft, sondern allein durch den Geist des Ewigen wird der Sieg errungen. Wir feiern, dass der Ewige uns diesen Sieg gegeben hat. Und doch wurde er dem Volk nicht geschenkt. Es musste aktiv handeln, um seinen Fortbestand als jüdisches Volk zu erhalten.

Was genau bedeutet Chanukka nun für das Judentum? Die Wiedererlangung von nationaler Eigenständigkeit kam schließlich erst später. Mit dem Kampf um Jerusalem und der Rückeroberung des Tempels war der Krieg damals ja noch lange nicht zu Ende. Von der späteren Zerstörung des Zweiten Tempels bis zur Neugründung des Staates Israel in der Neuzeit vergingen viele Jahrhunderte. Tatsächlich steht nicht der militärische Sieg der Makkabäer als solcher im Vordergrund.

Die Bedeutung von Chanukka liegt nicht so sehr auf dem Erringen von politischer Macht, sondern insbesondere auf der Bewahrung der Freiheit zur Ausübung der jüdischen Religion, ohne die ein Fortbestand des Judentums nicht möglich wäre. Dafür ist Chanukka als Fest der Tempel-Wiedererweihung ein starkes Symbol.

Und heute? Uns bedrohen keine Ptolemäer, keine Seleukiden und auch keine



Rabbinerin Dr. A. Yael Deusel

Römer. Die Bedrohungen unserer Zeit sehen anders aus: Desinteresse, Assimilation, Ablehnung von alten Traditionen, die uns vielleicht nichts mehr sagen, nichts mehr bedeuten, uns aber Unannehmlichkeiten einbringen oder sogar in Gefahr bringen könnten. Gerade in der gegenwärtigen Zeit, in welcher der Antisemitismus in erschreckendem Maße wieder ansteigt, ist das Licht von Chanukka ein wichtiges Zeichen, von hoher Aktualität.

Chanukka wird so für uns zum Fest der Hoffnung und gleichzeitig zum Ausdruck unseres Vertrauens in die Hilfe des Ewigen. Seit dem historischen Sieg des Jehuda Makkabi feiert die jüdische Gemeinschaft in all ihren Generationen Chanukka und damit das Fortbestehen eines lebendigen Judentums, in aller Welt und in allen seinen Strömungen: *Am Israel chai*, in der Galut ebenso wie im modernen Staat Israel. *Le-dor va-dor* geben sie diese Tradition weiter, bis in unsere Zeit und darüber hinaus.

Chanukka, das bedeutet Kerzen, Lichter, viele liebgewordene Bräuche für Kinder und Erwachsene, dazu die vertrauten Lieder: Von *Maos zur*, das von der Juden Errettung und Bewahrung durch den Ewigen zu allen Zeiten spricht, bis zu den Kinderliedern, die von Licht in der Dunkelheit handeln – von *or ve-choschek*.

Banu choschek legaresch – „wir sind gekommen, um die Dunkelheit zu vertreiben“, singen die Kinder an Chanukka. „Jeder von uns ist ein kleines Licht“, heißt es da, „aber alle zusammen sind wir ein starkes Licht.“ – Lassen Sie uns zusammenstehen, damit wir durch unser vereintes Licht die Schatten gemeinsam zurücktreiben. Auch darin liegt die Botschaft von Chanukka.

Kampf um die Tora

Eine Betrachtung von Yizhak Ahren

An den acht Chanukka-Tagen schalten wir *Al HaNissim* sowohl in das Achtzehngebet als auch in den Tischseggen ein, und zwar jeweils in die Beracha des Dankes. Der am Chanukka eingefügte Text ist ziemlich kurz und doch sehr lehrreich. Man sollte ihn daher nicht zu rasch rezitieren, sondern über jeden Satz meditieren.

Die Einleitung, die auch am Purim-Fest gesprochen wird, lautet: „(Wir danken dir) Für die Wunder und für die Befreiung, für die Allmachtstaten und für die Siege und für die Kämpfe, die du für unsere Väter vollbracht hast in jenen Tagen, zu dieser Zeit.“ Sowohl am Chanukka- als auch am Purim-Fest danken wir Gott für die Errettung des Volkes Israel aus großer Not. Eine Beschreibung der historischen Ereignisse hebt dann die jeweilige Besonderheit hervor: Während Purim an einen geplanten Massenmord erinnert, ist Chanukka dem Andenken einer Verfolgung gewidmet, die hauptsächlich auf Unterdrückung des Tora-Lebens gerichtet war.

Der Chanukka charakterisierende Text beginnt: „In den Tagen Mattitjahus, Sohnes Jochanans des hohen Priesters, des Hasmonäers, und seiner Söhne, als Jawans frevelhafte Regierung gegen dein Volk Israel aufstand, um ihnen in Vergessenheit zu bringen deine Tora und um sie abzuführen von den Gesetzen deines Willens.“ Die syrisch-griechische Macht beabsichtigte also keineswegs, alle Juden umzubringen; sie wollte lediglich das jüdisch-religiöse Leben empfindlich stören. Maimonides schreibt: „Während der Zeit des zweiten Tempels, als eine jüdenfeindliche Regierung herrschte, wurden Gesetze gegen Israel erlassen; man verbot die Ausübung bestimmter Mitzwot und die Beschäftigung mit der Tora.“

Mattitjahu der Priester rief zum Widerstand gegen die antireligiösen Verordnungen der tyrannischen Regierung auf. Das überraschende Ergebnis: der Aufstand der Hasmonäer war erfolgreich. Unser Gebetstext betont nicht den Heldennut der Kämpfer für die Tora, sondern Gottes Beistand: „Du aber in deiner großen Barmherzigkeit standest ihnen bei in der Zeit ihrer Not, du führtest ihren Streit, vertratst ihr Recht, nahmst ihre Rache; du liefertest Starke in die Hand Schwacher, Viele in die Hand Weniger, Unreine (hebr.: Temeim) in die Hand Reiner, Frevler (hebr.: Reschaim) in die Hand Gerechter und mutwillige Sünder (hebr.: Zedim) in die Hand Beflissener deiner Lehre.“ Es fällt auf, dass nicht weniger als fünf Bezeichnungen für die am Kampf beteiligten Parteien genannt sind.

Nach Ansicht von Rabbiner Samson Raphael Hirsch sind nicht nur Griechen und Hasmonäer als Kontrahenten gemeint. In seinem Kommentar zum Siddur erklärt er: „Temeim, Reschaim und Zedim waren von der Gesetzestreue abgefallene Juden, die sich auf Seite der Griechen stellten ... Sie hatten das Vorgehen der Griechen begünstigt, ja geradezu herbeigerufen.“ Nach dieser Interpretation bezieht sich unser Text auch auf einen innerjüdischen Kampf, der zwischen den Assimilanten und den Toratreuen ausgetragen wurde. Der Druck einer herrschenden Kultur verführt manchmal jüdische Menschen zum Abfall von den Gesetzen der Tora. Ein Beispiel finden wir im Talmud (Sukka 56b): Miriam aus der Priester-Abteilung Bilga wurde abtrünnig und heiratete einen griechischen Soldaten. Als die Griechen in das Heiligtum zu Jerusalem eindringen, schlug sie mit ihrer Sandale ge-

gen den Altar und lästerte: „Wolf, Wolf, wie lange wirst du das Geld Israels verzehren, ohne ihnen in der Not beizustehen?“ Wegen Miriams Dreistigkeit wurde, wie die letzte Mischna im Traktat Sukka berichtet, nach dem Sieg der Hasmonäer die ganze Priester-Gruppe Bilga bestraft.

Kehren wir nun zum Chanukka-Text zurück: „Und dir schufest du einen großen und heiligen Namen in deiner Welt, und deinem Volke Israel verschafftest du großen Sieg und Befreiung wie diesen Tag.“ Dieser Satz ergänzt die oben gemachte Feststellung „du nahmst ihre Rache“ – dadurch schufest du dir einen großen und heiligen Namen. Der Text stützt sich auf Nehemia 9,10: „Und du gabst Wunderzeichen und Wahrbeweise an Pharao, allen seinen Knechten und allem Volk seines Landes, denn du wusstest, dass sie böswillig an ihnen gehandelt, und schufst dir einen Namen wie noch am heutigen Tag.“ Juden erkennen und bekennen Gottes Wirken in der Geschichte.

Die Einfügung an den Chanukka-Tagen endet wie folgt: „Nachher kamen deine Söhne zur Stätte deines Hauses, säuberten deinen Tempel und reinigten dein Heiligtum, entzündeten Lichter in den Höfen deines Heiligtums und setzten diese acht Chanukkatage ein, zu danken und zu rühmen deinen großen Namen.“ Rabbiner Hirsch merkt an: „Nachdem für das außerhalb des Tempels sich vollziehende Familien- und Gemeindeleben die ungestörte pflichttreue Gesetzlichkeit wieder erstritten war, stellten sie auch die Reinigung und Heiligung des Tempels wieder her. Wenn das in der allerheiligsten Stätte ruhende Gesetz im Herzen und Leben des Volkes keine Stätte hat, dann ist auch der Tempel mit seiner ganzen Weihe ohne Zweck.“

In den Tagen des Priesters Mattitjahu wurde der Kampf um die Tora mit Gottes Hilfe gewonnen. Ein Blick in unsere Geschichte seit jener Zeit zeigt, dass immer wieder der Versuch unternommen wurde, Juden das Leben nach den Vorschriften der Tora zu erschweren. Man denke z.B. an die erst vor wenigen Jahren in Europa erfolgten Bemühungen, die Beschneidung und das koschere Schächten zu verbieten. Leider gibt es auch heute wieder jüdische Männer und Frauen, die (aus verschiedenen Gründen) von der Tora abgefallen sind. Am Chanukka-Fest erinnern wir uns täglich mehrmals an das Geschehen in der Hasmonäerzeit; diese Erinnerungsarbeit sollte uns anregen, auch über ernste Probleme des Volkes der Tora in der Gegenwart nachzudenken.



Chanukka-Leuchter in Berlin vor dem Brandenburger Tor.

Foto: Frieder Butzmann

Fürther Altschul in Virtual Reality

Von Miryam Gümbel

FÜRTH: Museumsbesuche, Veranstaltungen, Konferenzen, digitale Versionen finden immer mehr Zulauf. Dass dies keine Notlösung sein muss, sondern eine neue und sachdienliche Variante der Präsentation, zeigt sich einmal mehr beim neuesten Projekt des Jüdischen Museums Franken in Fürth.

Vieles, was einst das blühende Leben in dem „fränkischen Jerusalem“ ausgemacht hat, ist seit der Shoa unwiederbringlich verloren. Das gilt auch für die Fürther Altschul. Technik und Wissenschaft lassen sie nun wieder auferstehen.

Der „Schulhof“, das einstige Wahrzeichen des jüdischen Lebens in Fürth, ist nicht mehr im Stadtbild sichtbar. Daher ist heute nur Wenigen bewusst, weshalb Fürth einst das wichtigste jüdische Zentrum der frühen Neuzeit in Süddeutschland war. Das historische Areal des Schulhofs, der Mittelpunkt der alten Gemeinde, auf dem vier Bethäuser und Fürths berühmteste Talmudschule standen, wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 gänzlich zerstört.

Geschichte und religiösen Alltag der Jüdischen Gemeinde Fürth im Wandel der Zeit sichtbar zu machen, ist unter der Leitung der Museumsdirektorin Daniela F. Eisenstein mit einem Gemeinschaftsprojekt des Jüdischen Museums, des Lehrstuhls für Geovisualisierung der FHWS Würzburg und des Lehrstuhls für Judaistik in Bamberg gelungen. Studierende

arbeiteten unter der Projektleitung von Heiko Quinkler (Kooperationspartner Katholisches Dekanat für Bildung und Vermittlung am JMF) an der inhaltlichen, technischen und didaktischen Umsetzung.

Dabei wurde die Innengestaltung und -einrichtung der Fürther Altschul erstmals recherchiert, inhaltlich erarbeitet und virtuell rekonstruiert. Auch Chormusik der Vorkriegszeit aus der Sammlung des Jüdischen Museums wurde hierfür vertont.

Eine virtuelle Führung durch die Altschul wurde Wirklichkeit – und das ganz realistisch im 3-D-Format. Mit Hilfe einer speziellen Brille, wie man sie aus dieser Technik kennt, kann sich der Tour-Teilnehmer bewegen, als befände er sich in der dreidimensionalen Realität.

Dazu war eine Menge Vorarbeit notwendig. Aus den noch vorhandenen Unterlagen musste die zerstörte Architektur rekonstruiert werden. Die Umsetzung erfolgte dann in einem Verfahren, wie es zum Beispiel in Architekturbüros bei der Erstellung von Visualisierungen geplanter Bauvorhaben längst praktiziert wird. Ein unsichtbarer Ort wird somit nicht nur sichtbar, sondern auch begehbar.

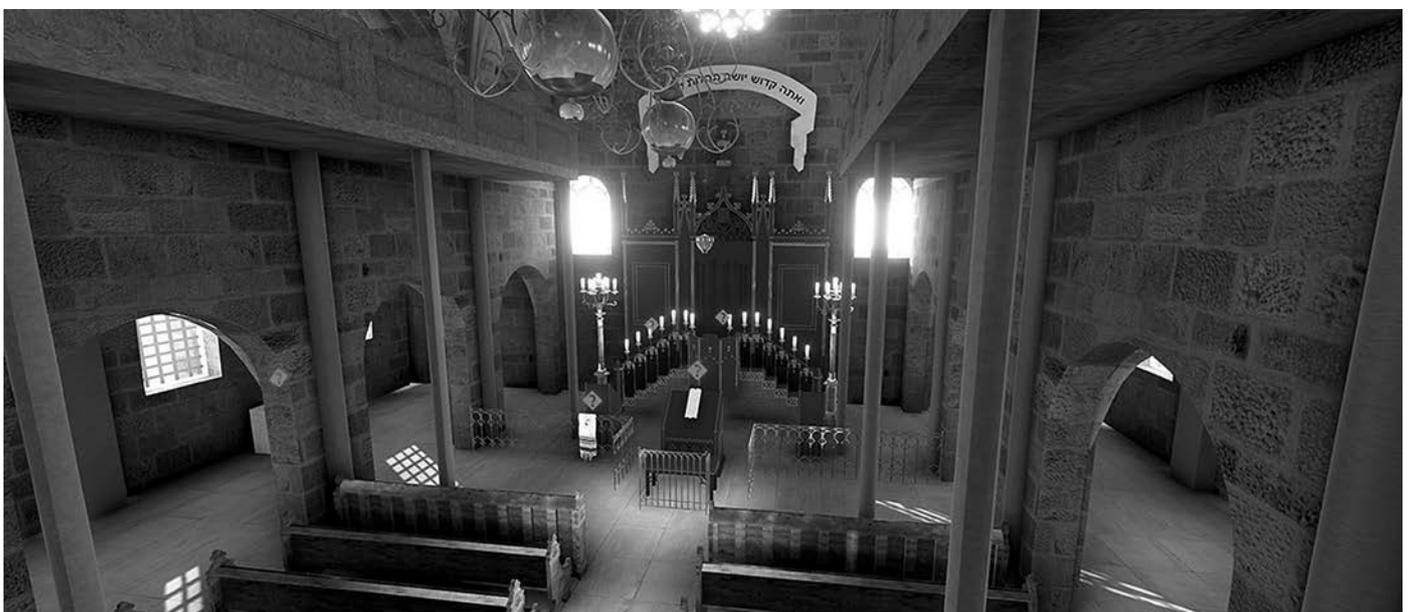
Für die wissenschaftliche Begleitung der technischen Umsetzung sorgte Stefan Sauer, Dozent für Geovisualisierung an der Fakultät Kunststofftechnik und Ver-

messung der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt.

Das Jüdische Museum Franken verfolgt seit 2018 das Ziel, die virtuelle Rekonstruktion des Schulhofs auf diese Weise zu zeigen. Im April 2019 konnte bereits eine erste Gesamtansicht präsentiert werden.

Neben dem „Besuch“ der Altschul besteht die Möglichkeit, sich interaktiv mit unterschiedlichen Themen auseinander zu setzen. Synagogen-Musik aus der Vorkriegszeit kann angehört werden. Chorgesänge aus Ansbach und Bayreuth, die aus der Sammlung des Jüdischen Museums stammen, wurden erstmals eingespielt. Rabbinerin Dr. Antje Yael Deusel aus Bamberg hat Informationen zum jüdischen Gottesdienst beigetragen.

Ein eigens konzipiertes Hörspiel vertieft die Informationen zur Geschichte des Schulhofs und zum Feiern des Schabatts um 1900, geschrieben von Studierenden der Judaistik. Im Mittelpunkt steht dabei ein fiktives junges Mädchen, das eine Zeitreise auf dem Schulhof ins Jahr 1900 unternimmt. Dort begegnet es unterschiedlichen Menschen und erlebt aus erster Hand den jüdischen Alltag in Fürth. Der virtuelle Rundgang wird ab Mai 2021 in der Dauerausstellung des Jüdischen Museums Franken in Fürth möglich sein. Weitere Infos unter www.juedisches-museum.org.



Die Fürther Altschule als VR-Anwendung.

© Jüdisches Museum Franken, Stefan Sauer

Schalom Sisters*!

Jüdisch-feministische Positionen in Augsburg

AUGSBURG: Zum Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ macht das Jüdische Museum Augsburg Schwaben (JMAS) dessen weibliche Seite sichtbar und feiert jüdisch-feministische Positionen in Vergangenheit und Gegenwart. Dabei geht es um eine Gegenüberstellung unterschiedlicher Standpunkte anhand von historischen Objekten und zeitgenössischen künstlerischen Arbeiten. Sie sollen anregen, über die Aktualität und die Bedeutung von religiösen, gesellschaftspolitischen und genderspezifischen Zuschreibungen zu reflektieren.

War Lilith die erste jüdische Feministin? Was erzählen Ritualgegenstände und Reinheitsvorschriften von der Stellung der Frau im Judentum? Religiöse Gesetze bestimmen scheinbar unveränderbar den Platz von Frauen innerhalb der jüdischen Gemeinde. Doch war dieser Platz nie unumstritten, er veränderte sich und wird bis heute diskutiert. Dabei war die Marginalisierung von jüdischen Frauen immer eine doppelte. Ihr Kampf um Gleichstellung richtete sich deshalb von Beginn an sowohl gegen die jüdisch-männliche als auch die antijüdisch-christlich geprägte Dominanzkultur.

Heute gibt es viele jüdisch-feministische Perspektiven, vom orthodoxen Judentum über das liberale bis hin zum jüdischen Säkularismus, in Deutschland und weltweit. Die Positionen der Frauen sind unterschiedlich, allen geht es aber in ihrem jeweiligen Kontext um Gleichheit und eine gerechtere, pluralistische und diskriminierungsfreie Gesellschaft.

„Schalom Sisters*!“ vermittelt einen Einblick in die Vielfalt der feministischen Perspektiven und sucht gleichzeitig Antworten auf die Frage, was jüdisch daran ist. Die Ausstellung wird vom 13. Januar bis 29. August 2021 in unterschiedlichen Formaten an vier Orten und im öffentlichen Raum in Augsburg gezeigt. Kuratiert wird sie von Souzana Hazan, Monika Müller, Dr. Barbara Staudinger (alle JMAS) und Hannes Sulzenbacher (Wien). Jedes Kapitel hat eine Verortung in Augsburg, geht jedoch darüber hinaus und verhandelt das Thema in globaler Perspektive.

Am Standort des Museums in der „Ehemaligen Synagoge Kriegshaber“ geht es um das Verhältnis von Feminismus und jüdischer Tradition. Die künstlerischen Arbeiten verschiedener jüdischer Feministinnen spiegeln ihren jeweils eigenen Blick auf religiöse Pflichten und Traditionen, die nicht nur durch die Heiligen Schriften bestimmt werden, sondern auch durch die männlichen Autoritäten, die diese interpretieren und weitergeben.

Im „Staatlichen Textil- und Industriemuseum Augsburg“ kommentieren jüdische Feministinnen aus dem 19. bis 21. Jahrhundert in einer Intervention die Dauer- ausstellung. Was sagen sie zu den Arbeitsbedingungen von Frauen in den Textilfabriken oder welche Antworten geben sie auf (von Männern festgeschriebene) Kleidungs- vorschriften oder -konventionen? Warum werden unverheiratete Frauen benachteiligt und wie wehrt sich Frau gegen die Regulierung und Instrumentalisierung

ihres Körpers und ihrer Sexualität? Die Intervention stellt Fragen aus weiblicher, jüdischer Perspektive und erzählt von jüdisch-feministischen Superheldinnen und unbekanntenen Kämpferinnen.

Im „Fotogeschäft Tezel“ in der Ludwigstraße 22 in der Augsburger Innenstadt geht es um die Lokalgeschichte der modernen Frauenbewegung und ihre jüdischen Protagonistinnen. Der Laden befindet sich am historischen Standort des Fotoateliers Elvira, des ersten von einer Frau geführten Fotogeschäfts in Augsburg. 1891 von Anita Augspurg und ihrer jüdischen Partnerin Sophia Goudstikker als Ableger ihres berühmten gleichnamigen Ateliers in München gegründet, wurde es bis 1896 von Sophias Schwester, Mathilde Goudstikker, betrieben. Die Auslagenausstellung präsentiert Fotos und Dokumente aus den Gründungsjahren der Ateliers, stellt die Inhaberinnen vor und würdigt ihren Kampf für das Frauenwahlrecht.

An einem vierten Standort, der noch bekanntgegeben wird, wird es einen „Jewish-feminist Pop-up Store“ geben. Dort dreht sich alles um die Frage, ob und wie „Femvertising“ helfen kann, feministische Forderungen in die breite Öffentlichkeit zu tragen. Es wird eine Auswahl an jüdisch-feministischer Kunst, Design und Kitsch präsentiert, alles in limitierter Auflage und käuflich zu erwerben.

Eine von Lisa Frühbeis, Augsburger Comiczeichnerin und Trägerin des diesjährigen Max-und-Moritz-Preises für den besten Comic-Strip, als „Frauendemonstration gestaltete Straßenbahn“, die durch die Stadt fahren wird, bildet den fünften Ort der Ausstellung. Sie erinnert daran, dass alle Forderungen zur rechtlichen Gleichstellung von Frauen auf der Straße begannen und wirft gleichzeitig die Frage auf, wofür Frau heute kämpfen muss.

Die Ausstellung wird von einem Podcast, einem Rahmenprogramm und vielfältigen Vermittlungsangeboten begleitet. Die einzelnen Ausstellungsorte eröffnen zu verschiedenen Zeiten und haben gesonderte Öffnungszeiten. Weitere Informationen zur Ausstellung und zum Begleitprogramm finden unsere Leser in Kürze auf www.jmaugsburg.de.

*Souzana Hazan und Monika Müller,
Kuratorinnen des JMAS*



Geplante Ausstellung in Augsburg: Nina Paley, Seder Masochism.

© Nina Paley

1700 Jahre

Kölner Straßenbahn fährt zum Festjahr

KÖLN: Mit einer speziell gestalteten Stadtbahn wollen die Stadt Köln, die Synagogen-Gemeinde Köln und die Kölner Verkehrs-Betriebe (KVB) ein Zeichen setzen für Demokratie und gegen Antisemitismus und Rassismus. Laut einer Pressemeldung der KVB stellten die Kölner OB Henriette Reker, Gemeindevorstand Dr. Felix Schotland, Andrei Kovacs vom Verein „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ und KVB-Vorstandsvorsitzende Stefanie Haaks die aussagestarke Bahn Ende Oktober auf dem Kölner Neumarkt vor.

Die Botschaft der Bahn-Gestaltung: Seit dem Jahr 321 leben Juden in Köln und 2021, dem Festjahr, werden diese 1700 Jahre bundesweit gefeiert (JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN wird im kommenden Jahr darüber berichten). In den nächsten zwei Jahren soll die Stadtbahn auf mehreren Linien unterwegs sein. „Die Bahn ist ein klares Bekenntnis zu unseren jüdischen Kölnerinnen und Kölnern“, sagte Oberbürgermeisterin Reker.

Und sie sei ein Bekenntnis zu unserem jüdischen Erbe, sie mache deutlich: Köln ist ohne seine 1700 Jahre alte jüdische Gemeinde undenkbar. Und die OB ergänzte: „Wenn wir uns gegen Antisemitismus und Rassismus wenden, fördern wir auch den Erhalt unserer Demokratie.“ Für die Jüdische Gemeinde erklärte Felix Schotland: „Die Bahn soll ein Zeichen sein, dass wir zur Mitte dieser unserer Gesellschaft gehören und in den letzten 1700 Jahren einen erheblichen Teil zur Ent-

wicklung unserer Heimatstadt Köln beigetragen haben.“

Sie solle aber auch dazu beitragen, „dass Antisemitismus in unserer Stadt keine noch so klitzekleine Berechtigung findet, dass Hass und Hetze kein Teil der Kölner Lebensart, kein Teil des Kölner Denkens und der Kölner Politik sind.“ Andrei Kovacs, Geschäftsführer des Vereins „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, dankte der Stadt, den KVB und der Synagogen-Gemeinde: „Sie haben gemeinsam ein Projekt ins Leben gerufen, das ein selbstbewusstes Zeichen setzt. Ein Zeichen, dass wir alle kämpfen, für jüdisches Leben in Köln und gegen Antisemitismus.“ Er wies zudem auf das Festjahr 2021 hin,

mit dem „wir alle dazu beitragen können, jüdisches Leben in Köln und in ganz Deutschland sichtbar und erlebbar zu machen“. KVB-Chefin Stefanie Haaks betonte die enge Verbindung der KVB zu Köln und die gesellschaftliche Verpflichtung, die damit verbunden sei. „Wir stehen für nationale und religiöse Vielfalt. Bei uns sind Menschen aus mehr als 30 verschiedenen Ländern beschäftigt. Respekt und Toleranz gehören zu den wesentlichen Merkmalen unserer Unternehmenskultur.“ Daher sei sie froh, dass die KVB mit der Bahn ein Signal setzen könne für ein respektvolles, friedliches Miteinander in der Stadt.

Benno Reicher



Von links: A. Kovacs, S. Haaks, OB H. Reker und Dr. F. Schotland. Foto: KVB, C. Seelbach

Gemeindebarometer

BERLIN: Die Ergebnisse des „Gemeindebarometers“, der bisher größten Umfrage innerhalb der jüdischen Gemeinschaft, liegen vor. Mit der Ende 2019 gestarteten Umfrage hat der Zentralrat der Juden in Deutschland belastbare Zahlen und Erkenntnisse gewonnen, um die jüdischen Gemeinden für die kommenden Jahrzehnte zu stärken.

Laut einer Pressemeldung des Zentralrats ist für die Befragten die Mitgliedschaft in einer jüdischen Gemeinde von großer Bedeutung. Der zentrale Befund der Befragung: Für die absolute Mehrheit der befragten Mitglieder ist die Mitgliedschaft in der Gemeinde sehr wichtig (68 Prozent) oder eher wichtig (26 Prozent).

37 Prozent der Nichtmitglieder können sich einen Eintritt in eine jüdische Gemeinde vorstellen, nennen dafür aber Bedingungen. Nichtmitglieder wünschen am häufigsten einen Ausbau der Will-

kommenskultur innerhalb der Gemeinden, mehr gelebte Vielfalt und Offenheit gegenüber nichtjüdischen Familienangehörigen. Auch einfachere Verfahren für die Aufnahme als Mitglied werden gewünscht.

Dazu erklärt der Präsident des Zentralrats der Juden, Dr. Josef Schuster: „An der Umfrage haben sich sehr viele Menschen mit hohem Engagement beteiligt. Durch zahlreiche persönliche Kommentare haben wir einen umfassenden Überblick über die Stimmungslage in unserer Gemeinschaft gewonnen. Da, wo der Schuh drückt, können wir jetzt gemeinsam mit den Gemeinden ansetzen, um die Gemeinden attraktiver zu machen und Mitglieder zu gewinnen. Die Gemeinden sind Garant für unseren Zusammenhalt – das wird im Gemeindebarometer ganz deutlich.“

An der Umfrage, die der Zentralrat der Juden in Zusammenarbeit mit dem Joint

Distribution Committee (JDC) durchgeführt hat, haben sich mehr als 2.700 Mitglieder Jüdischer Gemeinden, ehemalige Gemeindemitglieder und Nicht-Mitglieder ab 18 Jahren beteiligt. Die sozialwissenschaftliche Durchführung, Auswertung und Berichterstattung erfolgte durch das Institut für angewandte Sozialwissenschaft (infas).

Die Umfrage, die von September 2019 bis Dezember 2019 lief, wurde auf Deutsch, Englisch, Russisch und Hebräisch angeboten. Dabei ging es u. a. um folgende Themen: Wie werden die Angebote der jüdischen Gemeinden und andere jüdischer Institutionen angenommen?

Was erwarten Juden in Deutschland von den jüdischen Gemeinden? Warum treten einige aus oder gar nicht erst ein? Welche Bedeutung hat das Judentum für Juden in Deutschland? Die Umfrageergebnisse sind auf www.gemeindebarometer.de zu finden. *bere.*

Der „Habima-Skandal“

Antisemitismus 1930: Nazis stören jüdisches Theater

Von Roland Flade

WÜRZBURG Vor 90 Jahren, am Abend des 19. November 1930, kam es in Würzburg zu antisemitischen Ausschreitungen, denen die Polizei hilflos gegenüberstand und die nur mit lächerlich milden Urteilen geahndet wurden. Diese Ereignisse sind als „Habima-Skandal“ in die Geschichte eingegangen, als ob das Gastspiel des jüdischen Theaters Habima der Skandal gewesen wäre und nicht die von der NSDAP organisierte Gewaltorgie, die mehrere Verletzte forderte.

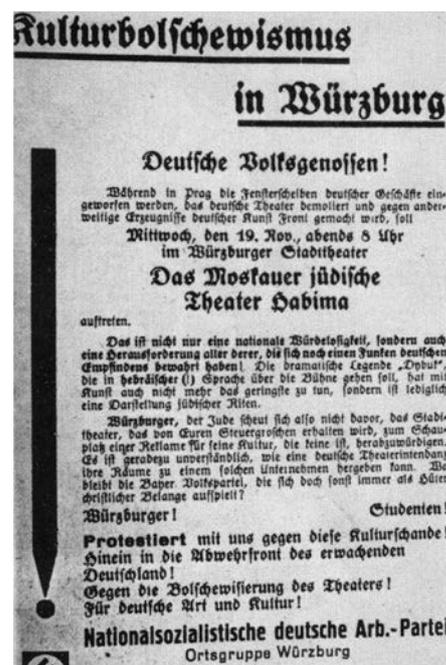
Gegeben wurde in hebräischer Sprache das Stück „Der Dibbuk“ von Salomon Anski (1863–1920): Ein Mädchen verliebt sich darin in einen Mann, doch die beiden können nicht zueinander kommen, denn ihr Vater hat sie für einen anderen bestimmt. Der Geliebte stirbt vor Verzweiflung. An seinem Grab lädt ihn die junge Frau zu ihrer Hochzeit ein. Als Dibbuk (Geist) fährt der Eingeladene in den Körper des Mädchens, durchaus mit ihrer Zustimmung. Am Schluss ist auch sie tot, doch wenigstens im Tod sind beide nun für immer vereint. Es handelt sich um eine mystische Liebesgeschichte im ostjüdischen Milieu, doch die Würzburger Nazis, angeführt vom NSDAP-Landtagsabgeordneten und Gauleiter Otto Hellmuth, sprachen von „Kulturbolschewismus“, angeblich weil die Schauspieltruppe Habima aus Russland kam.

Im Laufe des 19. November wurde ein Flugblatt verteilt, auf dem die NSDAP-Ortsgruppe zum Protest gegen „diese

Kulturschande“ aufrief. Otto Hellmuth sah die Chance, die Hitler-Anhänger erstmals auf der Straße randalieren zu lassen. Der Aufruf tat seine Wirkung. Eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung hatten sich bereits Hunderte, meist halbwüchsige Demonstranten, darunter viele Studenten, vor dem Theater versammelt, die „Deutschland erwache, Juda verrecke!“ schrien. Die überwiegend jüdischen Besucher mussten durch die grölende Menge laufen.

Um 20 Uhr verstärkten die Nazis ihr akustisches Störfeuer noch. Sie schlugen mit Stöcken und Fäusten gegen die Türen und Fensterläden des Theaters. Einer der Rädelsführer brüllte: „Nieder mit den Juden, raus mit den Hebräern! Schlagt sie tot!“ Einige versuchten, in das Theater einzudringen, was Polizeibeamte gerade noch verhindern konnten. Kurz vor 20.30 Uhr erhielten die zur Verteidigung des Theaters aufgebotenen Polizisten endlich Verstärkung. Die Randalierer wurden aus der Umgebung des Hauses gedrängt. Das Johlen jenseits der Absperrung dauerte an, doch die Vorstellung konnte mit halb-stündiger Verspätung endlich beginnen.

Die 17-jährige Gymnasiastin Paula Arensberg war unter den Zuschauern. „Ich erinnere mich an meine schreckliche Angst, dass wir alle in einer Falle waren, dass keiner uns beschützte und dass wir nicht lebendig aus dem Theater herauskämen“, schrieb sie später. „Wie ich nach Haus kam, weiß ich nicht mehr. Nur dass es ein



Mit diesem Flugblatt mobilisierte die Würzburger NSDAP am 19. November 1930 ihre Anhänger gegen das „Habima“-Gastspiel in Würzburg. Foto: Stadtarchiv Würzburg

oder zwei Uhr morgens war und die Angst mich tagelang nicht verließ.“

Der Polizei war es nicht gelungen, die rund tausend Demonstranten von den Hauptstraßen, die vom Theater wegführten, abzudrängen. Stattdessen versperrten die Nationalsozialisten die Theater- und Maxstraße, so dass viele Theaterbesucher durch dunkle Nebengassen gehen mussten. Dort kam es zu zahlreichen brutalen Übergriffen.

Junge Männer schrien eine Mutter, ihren Sohn und ihre Tochter an: „Seid ihr koscher?“ Der Sohn erhielt einen heftigen Schlag ins Gesicht. Eine andere Gruppe misshandelte einen Mann mit Faustschlägen, nachdem eine Demonstrantin gerufen hatte: „Das ist ein Jude, schlagt ihn tot!“

Die Würzburger Zeitungen verurteilten die Ausschreitungen in ausführlichen Artikeln. Das katholische Volksblatt fand es „merkwürdig“, dass die Polizei dem „widerlichen Skandal“ nicht energischer entgegengetreten war. Das SPD-Organ Fränkischer Volksfreund sprach vom „Bankrott der Ordnung“ und vom „geschändeten Ansehen Würzburgs“.

Am 3. Februar 1931 begann der Prozess vor dem Würzburger Schöffengericht. Die Anklageschrift beschuldigte zehn junge



Das Würzburger Stadttheater, in dessen Umfeld vor 90 Jahren antisemitische Ausschreitungen stattfanden. Foto: Stadtarchiv Würzburg

Männer und eine 20-jährige Kontoristin, von denen fünf vorbestraft waren, des Landfriedensbruchs. Otto Hellmuth, der Organisator der Ausschreitungen, instruierte vom Zuhörerraum aus Zeugen und Verteidiger. Die Aussagen der Beschuldigten waren von großer Dreistigkeit. Ein 24-jähriger Friseur behauptete, er sei zufällig in die Demonstration geraten. Ein Medizinstudent erklärte, er habe nur mitgeschrien, weil er „sturzbetrunken“ gewesen sei.

Die Beweisaufnahme mit der Vernehmung von rund 50 Zeugen dauerte zwei Tage. Nach ihrem Abschluss plädierte Staatsanwalt Karl Seelos auf Zubilligung mildernder Umstände, da das Motiv des Protestes „kein unehrenhaftes“ gewesen sei. Nach dreieinhalbstündiger Beratung fällte das Schöffengericht am 5. Februar sein Urteil, das in sieben Fällen noch deutlich unter den Anträgen des Staatsanwalts blieb.

Die Gesamtgefängnisstrafe belief sich auf lediglich 15 1/2 Monate, drei Angeklagte



Die 17-jährige Gymnasiastin Paula Arensberg erlebte die Gewaltorgie mit.

Foto: Sammlung Roland Flade

gingen straflos aus. In der Urteilsbegründung äußerte auch Amtsgerichtsdirektor Friedrich Sauer Verständnis für die Demonstranten, „weil sie nicht aus gemeiner, niedriger, verbrecherischer Gesinnung gehandelt, sondern nur der Leitung ihrer Partei Folge geleistet“ hätten. In einer Berufungsverhandlung am 11. März wurden die Strafen dann teilweise nochmals reduziert.

Otto Hellmuth amtierte im Dritten Reich als Regierungspräsident von Unterfranken. Nach 1945 war der fanatische Antisemit einige Jahre inhaftiert und wirkte dann ab 1958 als Zahnarzt in Reutlingen. Am 20. April 1968, dem Jahrestag von Hitlers Geburtstag, beging er Selbstmord; an die Wand schrieb er mit seinem eigenen Blut „Heil Hitler“. Paula Arensberg konnte in die USA emigrieren; sie starb 2004.

Einen russischen Beitrag zu diesem Thema finden unsere Leser auf der Seite 51.

Im weiß-blauen Land

Gebildete Frauen aus jüdischen Familien: Carry Brachvogel

Von Ina Karg

„Alltagsmenschen“ nennt sie ihren Roman aus dem Jahr 1895, der als ihre früheste überlieferte Publikation gilt. Selbst war sie jedoch alles andere als ein Alltagsmensch. Die Rede ist von Carry Brachvogel, einer äußerst vielseitigen und erfolgreichen Schriftstellerin, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Münchner Literatur- und Kulturszene maßgeblich mitbestimmt und geprägt hat, bis sie zum Schweigen verurteilt und 1942 in Theresienstadt Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie wurde.

Karoline Hellmann, so ihr Geburtsname, kam als Tochter des jüdischen Kaufmanns Heinrich Hellmann und seiner wesentlich jüngeren Ehefrau Zerlinda Karl-Hellmann am 16. Juni 1864 in München zur Welt. Die Großeltern väterlicherseits waren Lazarus Hellmann, Händler aus Reckendorf in Oberfranken, und Karline (Kela) Hellmann geb. Frank aus Rödelmaier, einer unterfränkischen Gemeinde bei Bad Neustadt an der Saale. Beide sind auf dem jüdischen Friedhof in Reckendorf bestattet.

Heinrich Hellmann verlässt seine Heimat mit dem Ziel USA, zieht weiter nach Venezuela, kehrt aber – trotz anscheinend erfolgreicher Geschäfte dort – nach Deutschland zurück, siedelt sich in München an und heiratet die Tochter des jüdischen Eisen- und Hopfenhändlers Salo-

mon Karl und seiner Ehefrau Karolina geb. Weimann aus München. Carry und ihr acht Jahre jüngerer Bruder Siegmund werden demnach in eine wohlhabende jüdische Familie geboren, was sich u.a. an den „guten Wohnadressen“ in München und dem Besitz verschiedener Immobilien zeigt. Die Herkunft des Vaters aus einem fränkischen Dorf, seine geschäftlichen Erfolge in der „Neuen Welt“, die Erwerbstätigkeiten der Großeltern-



Carry Brachvogel. Foto: Stadtarchiv München

generation als Händler, und vielleicht nicht zuletzt die Tatsache, dass beide Großmütter den Vornamen „Karoline“ tragen, sind interessante Details der familiären Wurzeln der Schriftstellerin.

1875 wird Heinrich Hellmann Vorstand der jüdischen Gemeinde in München, der zu diesem Zeitpunkt ca. 3.400 Personen angehören. Gründe, warum er drei Jahre später austritt, müssen Spekulation bleiben. Als Kind und heranwachsende junge Frau bewegt sich Carry in München in einer Umgebung, die wohl zu Recht als liberale, aufgeschlossene, aufstrebende und vorwärtsgewandte jüdische Kultur bezeichnet werden darf. 1815 war die Israelitische Kultusgemeinde in München gegründet worden, 1848 wurde jüdischen Männern im Königreich Bayern das aktive und passive Wahlrecht gewährt, 1861 allen Staatsbürgern die freie Ansiedlungsmöglichkeit, und 1871 erfolgte die vollständige rechtliche Gleichstellung.

Jüdische Firmen, Geschäfte, Vereine, Schulen und vielfältige Aktivitäten, kurz: ein reiches wirtschaftliches, gesellschaftliches und kulturelles Leben konnte sich in München entfalten. 1887 wurde die große Hauptsynagoge gegenüber der Maxburg gebaut. Karoline Hellmann, 23 Jahre alt, heiratet in diesem Jahr den Journalisten und Redakteur der Münchner Neuesten Nachrichten Wolfgang Brachvogel.



Der Ehemann ist katholisch, Carry tritt nicht über. In rascher Folge werden zwei Kinder geboren: 1888 Feodora, die konfessionslos aufwächst, und 1889 Heinrich Udo, der katholisch getauft wird. 1892 ereilt die junge Familie ein schweres Schicksal, als Wolfgang Brachvogel im Tegernsee ertrinkt. Carry heiratet nicht wieder. Sie führt ihr Leben ohne die Absicherung und Stütze einer neuen Ehe, sorgt alleine für ihre Kinder und beginnt eine beeindruckende Karriere als Schriftstellerin.

1910 erreicht die Israelitische Kultusgemeinde mit über 11.000 ihre höchste Mitgliederzahl. In allen Berufen sind jüdische Mitbürger nun vertreten und aus dem öffentlichen Leben nicht mehr wegzudenken. Sie zeigen Selbstbewusstsein, verstehen sich als emanzipiert und integriert, was mitunter auch dazu führt, dass für Einzelne oder Gruppen jüdische Tradition und Herkunft bei Lebensentscheidungen und im Alltagsverhalten nurmehr eine geringe oder auch gar keine Rolle mehr spielen. Immerhin bezeichnet sich Carry Brachvogel in der 1913 erschienenen Publikation „Geistiges und künstlerisches München in Selbstbiographien“ als „verwitwete Schriftstellerin, Israel“.

Carry Brachvogels gesellschaftliches Engagement gilt den Rechten von Frauen. Ab 1903 ist sie Mitglied in der 1894 gegründeten „Gesellschaft für geistige Interessen der Frau“, einem Verein, der später den Namen „Verein für Fraueninteressen“ bekommt und der sich für die rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung von Frauen und Männern einsetzt. In der frühen Geschichte des Vereins sind jüdische Frauen bestimmende und einflussreiche Mitglieder. Carry Brachvogel übernimmt in der Vereinsarbeit die Leitung der 1912 gegründeten Kommission für Bühnen-

angelegenheiten und gründet 1913 zusammen mit Emma Haushofer-Merk den ersten „Münchner Schriftstellerinnen-Verein“.

Berühmte Persönlichkeiten – Ricarda Huch, Annette Kolb, Helene Böhlau, Isolde Kurz und manch andere – treten dem Verein bei.

Etwa zeitgleich mit dem Erscheinen des Romans „Alltagsmenschen“ beginnt Carry Brachvogel, sich Gäste zum Zweck gehobener privater Geselligkeit, zu intellektuellen, geistreichen und literarischen Gesprächen in ihre damalige Wohnung in der Münchner Ludwigstraße einzuladen. Damit begründet sie ihren literarischen Salon, der für ca. 30 Jahre als „Teetisch am Siegestor“ zu einer berühmten, angesehenen und einflussreichen Münchner Einrichtung des gebildeten Bürgertums wird.

Carry Brachvogel zieht illustre Teilnehmerinnen und Teilnehmer an, die ihrerseits die Reputation der Treffen erhöhen. Zu ihnen gehören etwa Ernst von Wolzogen oder Rainer Maria Rilke. Bekannt zu werden, untereinander Bekanntschaften zu knüpfen und mittels eines solchen Netzwerks von gleich oder ähnlich gesinnten Menschen die eigene geistige Weiterentwicklung und gesellschaftliche Position zu fördern, ist eine wirkmächtige Funktion des literarischen Salons. Anders als bei einem Verein ist die Organisation locker, denn weder gibt es Statuten noch eine registrierte Mitgliedschaft.

Rilke besucht in München täglich einen anderen Salon; für Carry Brachvogel hat er ein Gedicht geschrieben. Ähnlich wie beim Verein für Fraueninteressen sind renommierte literarische Salons insbesondere durch die Rolle gebildeter Frauen aus jüdischen Familien geprägt. Carry Brachvogel findet sich sowohl historisch – beispielsweise mit Rahel Varnhagen, Dorothea Schlegel und Henriette Herz ca. 100 Jahre zuvor – als auch in ihrer Gegenwart – mit Elsa Bernstein alias Ernst Rosmer – in guter Gesellschaft. Mit ihren kulturellen Aktivitäten, ihrem Engagement und ihrem Organisationstalent verbindet sie zwei Emanzipationsziele im gesellschaftlichen Leben, nämlich das der Gleichstellung der Geschlechter und der für sie nicht mehr hinterfragbaren Integration von Menschen jüdischer Herkunft.

Für das Lesen, für Bücher und Theater hat sich Carry Brachvogel offenbar schon früh begeistert. Sie hat Theater gespielt, über das Theater geschrieben und ihre Vorstellung von der emanzipierten, „neuen“ und modernen Frau anhand eines Durchgangs durch die Dramengeschichte am Beispiel weiblicher Hauptfiguren entworfen. Sie erweist sich in ihrem schriftstellerischen Œuvre als außerordentlich belest und vielseitig. Die Liste ihrer Werke

umfasst Genres wie Essays und Vorträge, daneben Feuilletons im Stil der Reportagen Egon Erwin Kischs, Romane, kürzere, realistisch geschriebene, aber auch fantastische Erzähltexte, wie z.B. „Die verkaufte Erinnerung“ oder „Die rote Schlange“, sowie Theaterstücke.

Nicht nur, aber immer wieder geht es bei ihr um die Frauenrolle und die Geschlechterbeziehungen. Beispielsweise wird im oben erwähnten Roman „Alltagsmenschen“ von 1895 die Geschichte einer jungen Frau erzählt, die nach gängiger Vorstellung der Zeit vergleichsweise spät heiratet und in einer eigentlich stabilen Ehe- und Familiensituation den Avancen eines anderen nicht widersteht. Nach dem unvermeidlichen Eklat und heftigen, auch tätlichen Auseinandersetzungen zwischen Ehemann und Ehefrau wird doch am Ende die Versorgungsehe – aber eben nur diese – aufrechterhalten.

Auch in dem Roman „Der Kampf um den Mann“ greift die Autorin das Ehe-Thema

Carry Brachvogels Werke

Alltagsmenschen, Roman, S. Fischer, Berlin 1895, Neuauflage mit einem Nachwort von Ingvild Richardsen, Allitera Verlag, München 2013.

Katharina II. von Russland, Rothbarth, Leipzig 1906, Nachdruck des Originals, Salzwasser Verlag, Paderborn 2013.

Maria Theresia, Lebensbild, Velhagen & Klasing, Bielefeld 1911.

Die verkaufte Erinnerung, in: Phantastische Geschichten und Legenden, Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1923, (S. 156–179).

Die Wiedererstandenen, Caesaren-Legenden, S. Fischer Verlag, Berlin 1900, (222 S.). Enthält: Die rote Schlange, Das Pferd des Caligula, Götter a.D., Ahnfrau Lukrezia, Napoleon V.

Der Kampf um den Mann, Roman, 2 Bände. Engelhorn, Stuttgart 1910, Neuauflage mit einem Nachwort von Ingvild Richardsen, Allitera Verlag, München 2014.

Schwertzauber, Roman, J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1917, Neuauflage mit einem Nachwort von Ingvild Richardsen, Allitera Verlag, München 2014.

Im weiß-blauen Land, Bayerische Bilder, Feuilletons, Knorr & Hirth, München 1923, Text der Erstausgabe, Allitera Verlag, München 2013.

Don Carlos' Großmama, in: Die Zeit (Wien) vom 6. 5. 1905, S. 1–2.

Der Tod in der Seegasse, Die Zeit (Wien) vom 20. April 1906, S. 1–2.



auf: Eine Mutter von drei Töchtern sucht diese „gut“ zu verheiraten; oberflächlich gesehen gelingt das scheinbar zunächst, auf Dauer zufriedenstellend ist jedoch keine der Ehen – und glücklich schon gleich gar nicht. „Schwertzauber“, 1917 während des Ersten Weltkrieges entstanden, kann als psychologisches Experiment verstanden werden, die Wirkung des Krieges auf Frauen und Männer zu untersuchen.

In der Textsammlung mit dem Titel „Im weiß-blauen Land“ erweist sich Carry Brachvogel als Kennerin bayerischer und insbesondere Münchner Gepflogenheiten. Sie sieht den Typ im Individuum und umgekehrt, hebt Selbstverständlichkeiten an die Oberfläche und bietet ein Kaleidoskop von Figuren aller sozialen Schichten in Momentaufnahmen von Situationen und Alltagsereignissen. Mit Scharfsinn und Menschenkenntnis, Ironie und Sarkasmus wird von menschlichen Schwächen, von Schlitzohrigkeit und auch von intrigantem Verhalten erzählt.

Immer wieder werden dabei auch Einst und Jetzt miteinander verglichen, was den Leser unweigerlich zum Schmunzeln bringt. Ähnlich verfährt die Autorin in ihren Portraits historischer Persönlichkeiten wie Isabella von Portugal, Maria Theresia oder Katharina II und eröffnet so einen überraschenden Blick auf vermeintlich Bekanntes. Belustigend, manchmal grotesk, nie aber verletzend oder böseartig begegnet sie ausnahmslos allen ihren Figuren und allen Ereignissen ihres Interesses. Dies trifft auch dort zu, wo sie einen Zusammenhang mit jüdischer Geschichte und Kultur herstellt.

In der Erzählung „Götter a.D.“ greift die Autorin das Motiv des „ewigen Juden“ auf, der gemäß einer Legende deswegen zum Umherziehen verurteilt ist, da er Jesus auf dem Kreuzweg eine Rast in sei-

nem Haus verwehrt haben soll. Die Figur wurde vielfach literarisch gestaltet und nicht selten antisemitisch instrumentalisiert. Carry Brachvogels Ahasver wandert durch zwei Jahrtausende und die ganze Welt. Er begegnet, unterhält sich und tauscht in Rückblenden Erinnerungen mit einer weiblichen Figur aus, die als Konstruktion aus verschiedenen historischen Frauen von zweifelhafter Reputation – je nach Jahrhundert und weltgeschichtlichem Zusammenhang – gestaltet ist: Messalina, Lucrezia Borgia, Pompadour, Théo di Riom.

Die Erzählhandlung setzt ein, indem dieser weiblichen Figur in einem Pariser Varietétheater ein Mann „von ausgeprägt jüdischem Typus“ auffällt. Sie ist zu diesem Zeitpunkt eine verarmte Prostituierte, er – von seiner Herkunft einst Schuster – hat in den USA ein Lederimperium aufgebaut, nennt sich Sam A. Hasverov und bezeichnet sich als reicher als Rockefeller, Gould und Vanderbilt. Die Autorin siedelt Ausgangs- und Endsituation in ihrer Gegenwart an. Sie kann mit dieser Kreisstruktur ein Figurenpanorama wie auf einer Bühne vorführen und sich als neutraler Betrachter stilisieren, der scheinbar dem Leser eine Bewertung überlässt. In „Der Tod in der Seegasse“ beschreibt die Autorin eine Atmosphäre der Ruhe auf dem Jüdischen Friedhof in Wien. Ein Vergleich mit dem bekannten Friedhof in Prag lässt die Stimmung zusätzlich ein wenig mysteriös wirken. Auch hier trifft man auf eine (leise) Ironie, indem durch die makaber wirkende Beschreibung des Zugangs die Ernsthaftigkeit des Ortes gebrochen wird: Man gelangt auf den Friedhof durch ein Altersheim, dessen Bewohnern sozusagen schon ihr letzter Weg vorgezeichnet wird.

Das Feuilleton „Don Carlos' Großmama“ – schon der Titel ruft ein Schmunzeln hervor – verbindet eine Beschreibung eines Gemäldes Tizians von Isabella von Portugal, Gattin Karls V, mit deren Charakterisierung als interessante Frauenpersonlichkeit. Die religiöse Intoleranz der Spanier und Portugiesen und die Vertreibung der Juden um 1500 geben Anlass, süffisant ein Gerücht zu zitieren, Isabella selbst habe jüdische Ahnen.

Die „große, kühngeschwungene Nase, die Schwermut des Blicks“ auf Tizians Bild lasse dies nicht unplausibel erscheinen. In Augsburg, schreibt sie, sei sie der Kaiserin erstmals „begegnet“. Ob Brachvogel klar war, dass 1548 Karl V – tatsächlich in Augsburg – dem Maler Tizian den Auftrag gab, eine auf früheren Bildern ungefällig dargestellte Nase gefälliger zu malen?

Wenn Carry Brachvogel aufgreift, was als „jüdische Stereotypen“ gilt – Aussehen, Gesichtszüge, Reichtum, Geldgeschäfte, Wucher – so hat die gegenwärtige Rezep-

tion darauf irritiert reagiert oder dies einfach nicht beachtet. Doch handelt es sich bei den Stereotypen um *Zuschreibungen*, die von der Autorin als *solche* entlarvt werden, indem sie diese in einem Zeigegestus zur Sprache bringt und ihnen dadurch Selbstverständlichkeit und Ernst nimmt. Carry Brachvogel enttabuisiert mit derselben distanzierten Haltung ihrer Erzählweise *alles*, egal welcher Herkunft auch immer.

Einst sind ihre Bücher im Fischer Verlag und im Verlag Egelhorn, die Feuilletons z.T. in Sammlungen, aber auch verstreut in deutschen und vor allem österreichischen Zeitungen erschienen. Seit 2013 publiziert der Allitera Verlag ihre Werke; viele historische österreichische Zeitungen sind digitalisiert und zugänglich für einen spannenden, amüsanten und nachdenklich machenden Lektüregenuss.

In den 1920er-Jahren kommt es in München zu heftigen antisemitischen Aktionen. Zusammen mit der Gründung der NSDAP haben sie ein hässliches Klima für die inzwischen so gut etablierte und konsolidierte jüdische Bevölkerung geschaffen. Zwar findet sich noch 1937 ein Feuilleton Carry Brachvogels mit dem Titel „Die Dame mit dem Veilchen“ im Linzer Volksblatt vom 13. Januar 1937, Seite 6. Doch gut ein Jahr später wird im Salzburger Volksblatt vom 28. April 1938, Seite 7, ihr Name zusammen mit anderen in einer Liste mit dem Aufruf „Deutsche lest keine jüdischen Bücher!“ genannt. Österreich ist zu diesem Zeitpunkt bereits dem Reich einverleibt.

Es ist kaum anzunehmen, dass für Carry Brachvogel in ihren persönlichen Alltagspraktiken die jüdische Herkunft eine handlungsleitende Rolle gespielt hat. In einer Umfrage von Julius Moses aus dem Jahr 1906 bezeichnet sie sich als „Monis-



Grabstein von Karline Hellmann auf dem jüdischen Friedhof in Reckendorf. Nachgedruckt aus: Nicole Grom, Dokumentation des jüdischen Friedhofs Reckendorf, Dissertation des jüdischen Friedhofs Reckendorf, Universität Bamberg.

tin“ und propagiert die konsequente gesellschaftliche Integration aller Menschen gleich welcher Religion. Dennoch: Carry Brachvogel wird schließlich auf ihre jüdische Herkunft reduziert und zum Verstummen gezwungen. Der brutal herbeigeführte Tod dieser mutigen und außergewöhnlichen Frau 1942

in Theresienstadt zeigt einmal mehr, dass mit der grauenhaften Vernichtung von Menschenleben durch den Nationalsozialismus zugleich kulturelle und geistige Leistungen abgewürgt wurden, die erfolgreich, vielversprechend und wegweisend waren. Es hat lange, viel zu lange gedauert, bis die Bedeutung dieser Schrift-

stellerin überhaupt wieder wahrgenommen wurde. Seit 1992 trägt ein Raum in der Kulturstätte Seidlvilla in Schwabing ihren Namen; 2012 wurde im Münchner Stadtteil Bogenhausen eine Straße nach ihr benannt. 2013 wurde ein Dokumentarfilm gedreht. Viele dieser Initiativen sind Dr. Ingvild Richardsen zu verdanken.

Ruth Klüger (1931–2020)

Ein Nachruf von Benno Reicher

Die mehrfach ausgezeichnete amerikanische Literaturwissenschaftlerin und Germanistin wurde 1931 in Wien geboren. 1945 war sie gerade 14, als sie wenige Wochen vor Kriegsende mit ihrer Mutter dem Arbeitslager der Nazis entfliehen konnte und sich plötzlich, noch als Jüdin unerkannt, in Straubing wiederfand.

„Schließlich wachte ich eines morgens in Straubing auf“, schreibt sie in ihrem Buch *weiter leben, Eine Jugend*, „in einem Menschengewirr von Flüchtlingen in einer bayerischen Kleinstadt. Ich noch immer in einem schwindligen Glücksgefühl, das sich nicht deckt mit den Erfahrungen der Deutschen, die meinten, sie hätten alles verloren, während wir hofften, alles gewonnen zu haben, zum Beispiel das Leben.“

Nach der Befreiung arbeitet Ruth Klügers Mutter für die amerikanische Militärverwaltung. Sie bleiben also noch einige Zeit

in Straubing, bevor sie später nach Amerika auswandern können. In ihrem Buch beschreibt sie auch diese Zeit in Straubing, hier ging sie zur Schule, machte ihr Abitur. Danach begann sie ein Studium an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Regensburg. Darüber schreibt sie: „In den Hörsälen, schien mir, waren wir geduldet, nicht willkommen, und ich konnte das Gefühl nicht loswerden, dass ich mich hier eingeschlichen hatte.“

Der Göttinger Wallstein Verlag brachte *„weiter leben“* 1992 heraus. Das Buch wurde ein großer Erfolg für die Autorin und für den Verlag. „Ruth Klüger hat das Programm des Wallstein Verlags maßgeblich geprägt“, schreibt der Verleger Thedel v. Wallmoden auf der Webseite des Verlages. „Der große Erfolg von ‚weiter leben. Eine Jugend‘ hat die Entwicklung und den Aufbau des Verlags erst ermöglicht.“ Auch Ruth Klügers Buch „Frauen

lesen anders“ (dtv 1996) brachte ihr ein überwältigendes Echo bei Kritikern und Publikum.

Am Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, am 27. Januar 2016, hielt Ruth Klüger eine viel beachtete Rede im Deutschen Bundestag. Dabei sprach sie auch über die deutsche Grenzöffnung für Flüchtlinge: „Dieses Land, das vor achtzig Jahren für die schlimmsten Verbrechen des Jahrhunderts verantwortlich war, hat heute den Beifall der Welt gewonnen, dank seiner geöffneten Grenzen und der Großherzigkeit, mit der Sie (Frau Bundeskanzlerin) die Flut von syrischen und anderen Flüchtlingen aufgenommen haben und noch aufnehmen. Ich bin eine von den vielen Außenstehenden, die von Verwunderung zu Bewunderung übergegangen sind.“

Anfang Oktober verstarb Ruth Klüger im Kreis ihrer Familie in Irvine, USA.

Edouard Selig (1955–2020)

Ein Nachruf von Yizhak Ahren

Edouard (Jitzchak) Selig war ein vielseitiger und tatkräftiger Jude, der Menschen liebte und bemerkenswert viel geleistet hat. Zehn Kinder zogen er und seine Ehefrau groß, und als Religionslehrer in Zürich und später in Basel hat er zahlreiche Schüler und Schülerinnen in die Welt des gesetzestreuen Judentums eingeführt. In den letzten Jahren war Selig, der Bücher zu schätzen wusste, Bibliothekar der Israelitischen Gemeinde Basel.

In verschiedenen Organisationen hat Selig in leitender Position mitgearbeitet; so in der Geschäftsleitung des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes SIG, im Verband der jüdischen Lehrer und Kantoren sowie im Verband der Schweizerischen Jüdischen Fürsorgen. Der fromme und weltoffene Mann engagierte sich auch im interreligiösen Gespräch. Um bestehende Vorurteile von Nichtjuden über das jüdische Leben abzubauen, hielt er bei Synagogenführungen informative Vorträge und beantwortete Fragen der Besucher humorvoll und sachkundig.

Im ganzen deutschsprachigen Raum hat Selig sich als Verleger jüdisch-religiöser

Bücher einen guten Namen gemacht. Ihm war die Dürftigkeit des jüdischen Buchmarktes in deutscher Sprache aufgefallen, und ganz im Sinne der bekannten Mischna „wo es an Männern fehlt, da bemühe dich, ein Mann zu sein“ ergriff er die Initiative, um die erkannte Lücke zu schließen. Mehr als 30 Jahre lang hat sein Verlag Morascha (Signet: ein Schofar) regelmäßig neue Bücher publiziert und dadurch das Leben vieler Menschen in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich unendlich bereichert. Morascha hat den „Siddur Schma Kolenu“ und schön aufgemachte Machsorim zu den Feiertagen veröffentlicht, die seit einigen Jahren in manchen Gemeinden verwendet werden.

Morascha hat auch eine Reihe klassischer Werke, die man nur noch in Antiquariaten erwerben konnte, neu aufgelegt, so z.B. den Pentateuch-Kommentar von Rabbiner J. H. Hertz. Besonders eingesetzt hat sich Selig für die Schriften des Frankfurter Rabbiners S.R. Hirsch; im Interesse der heutigen Leser wurde die alte gotische Schrift durch eine moderne ersetzt.

Auch Jugendbücher neo-orthodoxer Autoren wie Marcus Lehmann und Judäus hat Selig dem interessierten Publikum erneut zugänglich gemacht.

Bei Morascha sind einige Übersetzungen mittelalterlicher sowie moderner Werke ins Deutsche erschienen, so u.a. „Sefer Hachinuch“ aus dem 13. Jahrhundert, mehrere Werke von dem kürzlich verstorbenen Rabbiner Adin Steinsaltz und „Das jüdische Jahr“ von Elijahu Kitov. Auch neue deutschsprachige Bücher hat Selig verlegt, so z. B. 1993 meine Artikelsammlung „Tora-Leben“. Oft ging es dem Verleger weniger um ein lohnendes Geschäft, sondern vielmehr um die religiösen Themen, von denen im jeweiligen Buch die Rede war.

Wie Edouard Selig mir bei seinem letzten Israel-Besuch vor nicht allzu langer Zeit erzählte, beabsichtigte er nach seiner Pensionierung, einige weitere Projekte zu realisieren. Leider ist der verdienstvolle Verleger am 4. November im Alter von nur 65 Jahren nach einer kurzen, schweren Krankheit gestorben. Sein Andenken sei zum Segen.

Die Juden von Monte Carlo

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Das reiche Ländchen an der Côte d'Azur, sehr dicht besiedelt und bekannt für das Casino von Monte Carlo, auch bekannt als Wohnsitz von prominenten Menschen mit viel Geld, die mehr oder weniger zurückgezogen dort leben, hat laut einer Studie seiner beiden Rabbiner eine jüdische Gemeinschaft, die 5 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Das sei, sagt die Rabbiner-Statistik, weltweit nach Israel der höchste jüdische Bevölkerungsanteil.

Der Zwerg-Stadtstaat, der kleiner ist als der Central Park in New York, hat etwa 38.600 Einwohner, davon sind ca. 2.000 Juden. Die stetig wachsende jüdische Gemeinde erklärt das nicht zuletzt mit einer 2017 eröffneten luxuriösen Synagoge, neu aufgebaut am selben Ort, an der die alte gestanden hatte.

Der jüdische Sakralbau trägt den Namen des libanesischen, 1999 unter mysteriösen Umständen in seiner monegassischen Penthouse-Wohnung ermordeten Bankers Edmond Safra. Er hatte den Bau mit 10 Millionen Dollar mitfinanziert. An Attraktivität ist die Synagoge kaum zu überbieten. In der Form einer Torarolle konzipiert, schmücken seine Zylinder mit Jerusalemsteinen verzierte Kacheln. Theoretisch gäbe die Synagoge den Blick aufs Meer frei, allerdings fehlen Fenster, statt ihrer hat man sich für eine raffinierte künstliche Beleuchtung entschieden, welche die an Wänden angebrachten Blumentöpfe voller Orchideen im rechten Licht erstrahlen lassen. Die Kanzel des Rabbiners umsäumen mehrere Kreise aus edlem Holz, die sich vorne in Richtung der mit lilafarbigem Samt bezogenen

Bänke öffnen. 400 Plätze bietet der Gebetsraum.

Daniel Torgmant, seit 2010 Rabbiner der Safra-Kongregation, ist überzeugt: „Das neue Gebäude ist ein regelrechter Wachstumsmotor der Gemeinde. Die Synagogenbesuche, Bar Mitzwas und rituelle Beschneidungen haben sich seit der Eröffnung vervierfacht“, erklärt er gegenüber einem israelischen Fernsehsender. Die einmalige Lage ziehe zudem zahlreiche Durchreisende an und Menschen, deren Beziehung zum Judentum noch am Anfang steht. Mehrheitlich stellen über 60-jährige Sepharden die Mitglieder von Torgmants Gemeinde.

Wie die meisten Bewohner des Fürstentums, wurden auch die dort lebenden Juden mehrheitlich im Ausland geboren. Die noch relativ junge Gemeinde besteht vornehmlich aus Franzosen, Engländern, Amerikanern, Israelis und Russen. Viele von ihnen sind Unternehmer oder im Bankensektor tätig, andere gehören der Mittelschicht an, arbeiten in der Tourismusbranche oder als Angestellte der Spielbanken.

Dieser Diversität entspricht auch eine gewisse religiöse Vielfalt, denn neben der Safra-Synagoge existiert auch ein Vorposten der Lubawitscher-Bewegung. Ihre Synagoge ist viel bescheidener. Im Erdgeschoss eines Hochhauses untergebracht und einfach möbliert, kann der Gebetsraum etwa 80 Personen fassen. Geleitet wird die Synagoge von dem Lubawitsch-Emissär Rabbi Tanhoum Matusof, der mit der Rabbanit Chani auch das monegassische jüdische Kulturzentrum leitet. Auch eine ganze Reihe sehr wohlhaben-

der Juden findet sich in der Chabat-Gemeinde wieder, nicht zuletzt, weil sie gegenüber der Safra-Kongregation aus jünger und internationaler ausgerichtet ist. Aaron Frenkel, israelischer Inhaber des Immobilien- und Luftfahrt-Konzerns Lloyd und Präsident der internationalen Bildungsorganisation LIMMUD FSU, der jahrelang in Monaco gelebt hat, lobt: „Es ist ein kleiner, bescheidener Ort, jedoch gemütlich und dynamisch.“

Und Rabbi Matusof ergänzt: „Sie brauchen uns für das Spirituelle. Dazu bedarf es keines schönen Gebäudes.“ Dennoch versucht auch er, sich soweit wie möglich an den gewohnten hohen Lebensstandard der meisten Mitglieder anzupassen. So gleicht beispielsweise die Mikwe einem imposanten Wellnessbereich. Da viele der etwa 200 regelmäßigen Besucher nicht oder kaum frankophon sind, hält Matusof seine Gottesdienste in englischer Sprache, während in der Safra-Synagoge das Französische überwiegt.

Zwar besitzt Monaco, im Gegensatz zum 20 km entfernten Nizza, wohin etliche orthodoxe Eltern ihre Kinder schicken, keine eigene jüdische Schule. Jedoch bieten beide Gemeinden eine Sonntagschule sowie Hebräisch-Kurse an. Angst, auf der Straße eine Kippa zu tragen, braucht anders als in Nizza in Monaco niemand zu haben. Antisemitische Vorfälle sind extrem selten, so dass die Polizei, das Land zählt einen Polizeibeamten pro 70 Einwohner, womit es um das Vierfache über dem EU-Durchschnitt liegt, kaum zum Einsatz kommt. Darin könnte ein weiterer Anreiz für den Zuzug von Juden ins Fürstentum liegen.

Champions League-Endspiel

Das geistliche Oberhaupt der jüdischen Gemeinschaft Frankreichs muss am späten Abend des 23. August enttäuscht gewesen sein, hatte er sich doch einen anderen Ausgang des Champions League-Endspiels Paris Saint Germain gegen den FC Bayern erhofft.

Anders als sein katholischer Amtskollege, der Priester Cédric Anastase, welcher seine Messen mit dem Ausruf: „Auf geht's Paris, es lebe Jesus!“ zu beenden pflegt, bittet der jüdische Fan der Mannschaft des ehemaligen BVB-Trainers Thomas Tuchel bei aller Begeisterung den lieben Gott an jenem denkwürdigen Sonntag nicht, diese ins irdische Siegesparadies zu

befördern. „Dafür bete ich nicht, man behält sich den Glauben für wichtigere Dinge vor“, erklärt er gegenüber der Tageszeitung *Le Parisien*.

Indes wäre es bei einem Sieg des PSG nach Meinung des 57-Jährigen um weit mehr als nur den sportlichen Erfolg sowie um die Wirkung über die Grenzen der Hauptstadt hinaus gegangen. „Ein Sieg, das wäre großartig für die Stimmung der Franzosen, wir brauchen im Moment Erfolgssignale in Frankreich“, hatte er kurz vor Anpfiff gefiebert. „Sollte Paris gewinnen, wird Marseille ausgenommen und ganz Frankreich wird feiern.“ Der Fußballklub Olympique de Marseille ist

der ewige Rivale des PSG. Eine Feier, die sich Rabbiner Haïm Korsia allerdings in Zeiten der Pandemie möglichst in den eigenen vier Wänden gewünscht hätte. „Man muss die Leute dazu anhalten, zuhause zu bleiben, um die Entstehung neuer Hotspots zu verhindern“, mahnte er.

Der Rabbiner selbst hing, laut eigener Aussage, an diesem Schicksalsabend vor seinem Fernsehgerät im heimischen Wohnzimmer, um sich dort an den erhofften, dann jedoch weitgehend ausgebliebenen Husarenstücken der Spielerstars Mbappé und Neymar zu ergötzen. Generell jedoch freut sich der Sprecher

der französischen Juden darüber, dass der PSG in den letzten Jahren klar Schiff gemacht habe, was Rassismus und Antisemitismus auf seinen Tribünen betrifft. „Der Klub hat an Humanität gewonnen“, ist er überzeugt.

Der in Lyon geborene und in Paris aufgewachsene Rabbiner hätte sich ein Endspiel gegen den in dieser Champions-League-Saison unerwartet ins Halbfinale katapultierten Klub seiner Heimatstadt,

den Olympique Lyonnais, gewünscht. Dass es eines gegen die Münchner wurde, habe ihm jedoch zumindest die Befriedigung eines seit langem gehegten Revanche-Bedürfnisses beschert, wie er dem *Le Parisien* verriet. „Als 1976 Saint-Etienne vom FC Bayern geschlagen wurde, war ich 13 Jahre alt. Die Niederlage habe ich bis heute nicht verdaut!“

Wenn Korsia auch schon immer dem Charme des Paris Saint Germain erliegt,

weil, wie er bekennt, „es dort stets atypische Spieler und Trainer gibt“, so könnte man ihn sich durchaus auch als Bayern-Fan vorstellen. Triftige Identifikationsgründe gäbe es, allen voran die Tatsache, dass ausgerechnet Kurt Landauer, langjähriger Präsident des Vereins und 2013 posthum zum Ehrenpräsidenten ernannt, ihn 1932 zu seinem ersten Meistertitel geführt und ihn nach dem 2. Weltkrieg wieder aufgebaut hat. GPN

Marine Le Pen und der Juli 1942

Indem Marine Le Pen, Vorsitzende der Rechtsaußenpartei Rassemblement National (RN), die „Plage des Antisemitismus“ verurteilt, distanziert sie sich von der von ihrem Vater Jean-Marie Le Pen 1972 gegründeten Vorgängerpartei, dem Front National (FN). 2018 hatte die Tochter im Zuge einer stetigen Entdämonisierungsstrategie die Partei umbenannt und mit einem neuen Programm versehen.

Im Juli dieses Jahres hat die Parteichefin und ehemalige Präsidentschaftskandidatin den 13.000 Juden, davon ein Drittel Kinder, welche am 16. und 17. Juli 1942 von der französischen Polizei verhaftet und am Vélodrome d'Hiver versammelt worden waren, um von dort aus in die Todeslager geschickt zu werden, die Ehre erwiesen.

„Die Gedenkfeier zur Massenverhaftung am Vélodrome ermahnt uns zur Erinnerungspflicht angesichts des niederträch-

tigsten und abscheulichsten Ausdrucks von Antisemitismus“, schrieb die RN-Vorsitzende auf Twitter und Facebook. „Sie verpflichtet uns zu fester und unerbittlicher Entschlossenheit im niemals endenden Kampf gegen diese Plage und die neuen Hassprediger, die es heutzutage in Frankreich auf unsere jüdischen Landsleute abgesehen haben und sie angreifen.“

In der rechtsextremen Szene ist die Ehrung der Vél d'Hiv-Opfer keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Marine Le Pen selbst hatte einen Sturm der Entrüstung entfacht, als sie am 9. April 2017 während der Präsidentschaftskampagne erklärte, Frankreich sei für Vél d'Hiv nicht verantwortlich. „Wenn es Verantwortliche gibt, dann sind es die damaligen Machthaber, nicht Frankreich.“

So lautete im Übrigen auch die von Charles De Gaulle begründete und vom

sozialistischen Staatspräsidenten François Mitterrand geteilte Version der Geschichte. Es war Jacques Chirac, der 1995 erstmals bekannte, „dass Frankreich an jenem Tag das Irreparable beging, ja, die kriminelle Verrücktheit des Besatzers wurde von Frankreich, vom französischen Staat unterstützt.“

Mehr als zwanzig Jahre später hatte Le Pen offensichtlich nicht begriffen, dass die Verantwortung mittlerweile auf breiter Basis akzeptiert ist. Die Reaktion ihres damaligen Kontrahenten Emmanuel Macron folgte denn auch unmittelbar auf Twitter: „Madame Le Pen begeht einen schweren politischen und historischen Fehler. Das ist das wahre Gesicht des französischen Rechtsextremismus, den ich bekämpfe.“ Zumindest offiziell hat sich dessen Galionsfigur in der Zwischenzeit eines Besseren belehren lassen. GPN

Rabbinerin Horvilleur

Das Festival des amerikanischen Kinos in Deauville hatte in diesem Jahr eine Rabbinerin in der Jury. Dass es die liberale Delphine Horvilleur ist, die sich hierzu mit sichtlichem Spass bereit erklärt hat, darf niemanden wundern.

Die ehemalige Journalistin beim Fernsehsender FRANCE 2 und eine der mittlerweile vier französischen Rabbinerinnen gehört zu dem Frauentyp, der sich nicht scheut, den gesellschaftlichen und insbesondere den religiösen Kodex zu durchbrechen.

Die Gründerin und Chefredakteurin der Zeitschrift TENOU'A sowie Autorin mehrerer Bücher fühlt sich überall gleichermaßen zuhause. Ob in der Synagoge oder als Gast von Fernsehtalkshows, in den sozialen Netzwerken, wo sie regelmäßig zu aktuellen Themen Stellung nimmt oder auf den Seiten von Frauenzeitschriften, deren Leserinnen sie verehren, die Rabbinerin ist überall präsent.

„Das religiöse Denken gründet oft auf Systemen, die Mühe haben, es Frauen zu ermöglichen, sich außerhalb der ihnen

zugestandenen Gebiete zu bewegen. In einer eher traditionalistischen Welt stellt man sich vor, dass der Platz der Frauen das Häusliche, das Heim, die Mutterschaft sei“, beobachtet Horvilleur in einem Interview mit dem Nachrichtensender LCI und fügt mit verschmitztem Lächeln hinzu: „Wenn man von der Rabbinerin spricht, meinen viele, es handle sich um die Frau des Rabbiners. Es ist ein Beruf, der noch wenig weiblich geprägt ist, und ich glaube, dass die Fähigkeit, solche Mauern einzureißen, extrem wichtig ist.“

Was die geistliche Führerin, abgesehen von ihrer Kinoleidenschaft, motiviert haben mag, zehn Tage als Expertin bei dem 1975 von Lionel Chouchon und André Halimi ins Leben gerufenen Film-event in der Normandie zu verbringen, ist eine von ihr entdeckte Parallele, wie sie LCI verrät: „Beiden gemeinsam sind Riten und Codes. Wie die Religion, dient das Kino dazu, Menschen, Orte und Epochen zu verbinden.“



Madame Le Rabbin Delphine Horvilleur

© J-F Paga

GPN

Rue des Rosiers 1982

Nach knapp vier Jahrzehnten hat das Ermittlungsverfahren zum Anschlag auf das Restaurant Jo Goldenberg in der Rue des Rosiers im September mit der Verhaftung eines mutmaßlichen Täters in Norwegen eine spektakuläre Wendung genommen. Am 9. August 1982 waren bei dem Angriff sechs Menschen getötet und 22 verletzt worden.

„Wahnsinn“, entfuhr es einem der Anwälte in dem Strafverfahren, als er von der Verhaftung von Walid Abdulrahman Abu Zayed in dessen Wohnung in Skien im Süden des Landes hörte. Der 61-Jährige, um dessen Auslieferung Frankreich sich nun bemüht, wurde einem Richter vorgeführt und in Untersuchungshaft genommen. Zayed hat dagegen Berufung eingelegt und bestreitet die ihm vorgeworfenen Straftaten. „Ich akzeptiere keine Auslieferung, denn ich habe kein Vertrauen in die französische Regierung“, erklärte er vor dem Gericht in Oslo und bezeichnete sich als unschuldig.

Die französische Justiz verdächtigt den seit 1991 in Norwegen lebenden und

1997 eingebürgerten Mann palästinensischer Abstammung, einer der Täter des Attentats im Pletzl, dem jüdischen Viertel im Herzen von Paris, zu sein. Angesichts der Vorgehensweise und den Informationen zufolge, über die Frankreich verfügte, wurde der Terroranschlag rasch Abu Nidals Fatah-Revolutionärsrat zugeschrieben, einer Abspaltung der PLO. Nach langjährigen Ermittlungen, die zeitweise in Sackgassen mündeten, wie einer Zuordnung zur Anti-Franko-Gruppe Action Directe oder zur IRA, erließ der damals zuständige und medienpräzente Untersuchungsrichter Marc Trévidic 2015 vier internationale Haftbefehle, gegen Abu Zayed, zwei in Jordanien verortete Personen und einen im Westjordanland. Allen Vieren wirft die französische Justiz vor, in die Vorbereitung des Attentats involviert gewesen zu sein oder es begangen zu haben.

Jordanien hat eine Auslieferung der beiden Gesuchten, darunter der mutmaßliche Anführer, mehrfach abgelehnt. Norwegen ist zunächst dem Pariser Gesuch

ebenfalls nicht gefolgt, da es seine Staatsangehörigen nicht ausliefert. Aber ein 2019 zwischen Oslo, der EU und Island in Kraft getretenes Abkommen bietet seither die Möglichkeit dazu.

Ein entsprechender Beschluss von Norwegen, der noch aussteht, würde es erlauben, den Verdacht gegen Zayed zu erhärten und „dass es zu einem Prozess käme, auf den die Familien der Opfer seit langem warten“, wie einer der Anwälte gegenüber der Nachrichtenagentur AFP erklärte.

Etwa zeitgleich mit der Festnahme Abu Zayeds scheint sich der Verdacht zu erhärten, dass es einen Deal zwischen dem französischen Geheimdienst und der Abu Nidal-Gruppe gegeben haben soll: Verzicht der Organisation auf weitere Anschläge in Frankreich für die Befreiung zweier wegen Mordes verurteilter Gefangener bzw. Verzicht auf eine Strafverfolgung Abu Nidals auf französischem Boden (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 19. Dezember 2019). GPN

Tour de France mit Kiddusch

Ein Kiddusch bei der Tour de France? Das hatten die Veranstalter vermutlich nicht auf dem Programm und das war eine der Überraschungen des Radsport-Events in diesem Jahr. Auch die Teilnahme eines Teams aus Israel war neu und der Israeli Guy Niv, der einzige jüdische Fahrer, sprach am Schabbat den Kiddusch, abgelesen von seinem Handy. Die denkwürdige Szene ist auf dem Instagram-Konto des israelischen Teams zu sehen.

Der Bergfahrer Niv hatte sich seine Teilnahme als einer der Zugpferde im Wettbewerb mit seinen Landsleuten hart erkämpft, erklärten Sylvan Adams und Ron Baron vom israelischen Team. Sie waren mit acht Fahrern am Start in Frankreich. „Ich fühle mich geehrt und privilegiert, mein Land beim größten Radrennen und einem der wichtigsten Sportevents weltweit vertreten zu dürfen. Ich bekomme Gänsehaut, wenn ich daran denke“, hatte Niv in einer Pressemitteilung seines Teams im Vorfeld erklärt, „wir werden Geschichte schreiben“. Auch für den Journalisten Asaf Ackerman handelt es sich um ein wichtiges Ereignis: „Alle werden den Davidstern und die israelische Fahne zum ersten Mal sehen. Man will ein perfektes Image in die Welt aussenden.“

Der israelisch-kanadische Milliardär Adams, Sohn deportierter Rumänen, ging 2015 auf Alijah und machte sein Vermögen im Immobiliengeschäft. Dem pas-

sionierten Radfan geht es, wie er gegenüber dem Online-Sportsender *Francetv Sport* erklärte, vornehmlich darum, über den Sport Israel zu bewerben und bekannt zu machen. Er will Israel, nicht wie die Medien, unter einem anderen Blickwinkel zeigen. Er nennt es „das wahre Gesicht Israels“, Sport als diplomatisch-politisches Instrument.

Der 26-jährige Elsässer Hugo Hofstetter, der auch für das israelische Team startete, machte als einer der Ersten die von Adams angestrebte Erfahrung. Sein Trai-

ningslager mit dem israelischen Team war im Dezember 2019 zunächst in Kroatien, dann abwechselnd in Tel Aviv, Jerusalem und in der Negev-Wüste. Genauso wichtig waren dem jungen Franzosen jedoch auch die Besichtigungen zwischen den Trainingseinheiten und „ein fremdes Team kennenzulernen, eine andere Mentalität und eine andere Kultur zu entdecken“. Sportlich erfolgreich war das israelische Team in Frankreich allerdings nicht.

Sylvan Adams hatte sich denn auch keine Illusionen gemacht und bereits im Vorfeld bekannt: „Unsere diesjährigen Ziele nehmen sich eher bescheiden aus. Wir würden uns schon freuen, wenn Guy Niv es bis nach Paris schaffen würde und wir die eine oder andere Etappe gewinnen könnten.“ Der erste Wunsch ging in Erfüllung, auch wenn sich der Israeli mit dem 139. Platz von 146 Fahrern begnügen musste, während Hugo Hofstetter den 115. Platz belegen konnte. Eine Etappe zu gewinnen, hat jedoch niemand aus dem Team geschafft.

„Wir haben noch keinen Fahrer mit einer realistischen Chance, die Tour zu gewinnen“, erklärte Sylvan Adams, „nächstes Jahr wird es anders sein mit dem fünffachen Tour-Sieger Christopher Froome, der sich bei uns verpflichtet hat, um wettbewerbsfähig zu sein und einen Titel zu holen.“ Dann eben nächstes Jahr in Paris. GPN



Kiddusch

Foto: MBR

Alija aus Frankreich

Seit 2015 beobachtet man einen Rückgang der Einwanderung französischer Juden nach Israel. Damit will sich die Zionistische Weltorganisation jedoch nicht abfinden. 50 Tausend Olim in naher Zukunft und mehrere Hunderttausend mittelfristig soll nun ein ambitioniertes Programm anlocken und so dem Trend entgegensteuern.

Der Vizepräsident der Zionistischen Weltorganisation, Yaakov Hagoel, der sich offensichtlich u.a. die Coronakrise für seine Ziele zunutze machen will, hat den ehrgeizig anmutenden Plan in seinen wesentlichen Punkten kürzlich der Ministerin für Alija und Integration, Penina Tamano-Shatta, unterbreitet. Hagoel betont, dass die meisten Ministerien sich für diese „große zionistische Unternehmung“ werden einsetzen müssen, wie die franko-israelische Handelskammer berichtet.

Der Vizepräsident gibt sich überzeugt, dass zahlreiche Juden allein schon auf-

grund der schlechten und sich in Zukunft seiner Meinung nach noch verschlimmernden wirtschaftlichen Lage und wegen des Antisemitismus ihr Land verlassen werden wollen. „Frankreich hat vor dem Djihaad kapituliert“, behauptet er im Presseorgan der Handelskammer *Israelvalley* und fügt hinzu: „Die Coronakrise, die Verschlechterung der ökonomischen Verhältnisse und der Anstieg des Islam haben eine einzigartige Situation und eine Gelegenheit für die Alija geschaffen, die sich so nicht mehr bieten wird.“

Was indes dazu angetan ist, potenzielle Olim abzuschrecken, ist seit eh und je hinlänglich bekannt und wird von Hagoel deutlich benannt. Es sind die zahlreichen, schwer zu bewältigenden bürokratischen Hürden und in erster Linie die Schwierigkeit, Arbeit zu finden.

Was der Plan in groben Zügen vorsieht, um dem Problem abzuwehren:

Es müsse zunächst eine große Datenbank mit Arbeitgeberern eingerichtet werden,

die bereit sind, Olim einzustellen, mit steuerlichen Vorteilen und/oder staatlichen Subventionen als Gegenleistung. Ferner sollte es bereits im Vorfeld in Frankreich Umschulungszentren geben, um den Integrationsprozess nach der Ankunft in Israel zu erleichtern und zu beschleunigen.

Es handelt sich im Grunde um klassische Instrumente und Maßnahmen, an denen es jedoch offensichtlich noch immer, zumindest in der Umsetzung, fehlt. Yaakov Hagoel weist mit Nachdruck auf die Vorteile sowie die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Bereicherung durch die massive Einwanderung für den Staat Israel hin und mahnt, es wäre ein „historisches Scheitern“, gelänge es diesem nicht, ein Maximum an Olim anzuziehen, welche eine „solide und motivierte Gemeinschaft“ darstellen. „Das ist Zionismus, das ist Judentum, das ist unsere Tradition“, schließt er.

GPN

Erinnerungshüter im Elsass

„Dieser Friedhof ist mein Garten geworden“, sagt Lise Tornare, die sich als Erinnerungshüterin um jüdische Friedhöfe im Elsass kümmert. Nach mehreren Friedhofsschändungen in Westhofen Anfang des Jahres, zuvor in Quatzenheim und Herrlisheim, kamen Ende 2019 Freiwillige zusammen, um „Erinnerungshüter“ zu werden. Die Welle antisemitischer Aktionen hatte den Rat des Departements Haut Rhin dazu bewogen, nach solchen Volontären zu suchen. Sie sollen die 67 Friedhöfe der Region bewachen, um Beschädigungen oder antisemitische Schmierereien zu verhindern.

Einer dieser „Schutzengel“ ist Lise Tonare. Die 75-jährige Rentnerin beaufsichtigt 1.200 Grabsteine des Friedhofes in Wintzenheim, der nur 10 Meter von ihrem Haus entfernt liegt. „Wir sind da, wir haben es gemacht und uns nie Fragen gestellt, weil dieser Friedhof zu unserem Garten geworden ist“, bekennt sie in einem Interview mit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunknachrichtensender FRANCE INFO. „Ich liebe diesen Friedhof zutiefst, so, als wären meine Eltern hier begraben.“

Für die Wohltäterin, die seit 40 Jahren gegenüber dem Friedhof lebt und eine besondere Beziehung zur jüdischen Gemeinde pflegt, ist ihr Engagement eine Selbstverständlichkeit. „Man denkt an all diese Menschen, die zu uns Kindern so nett waren, da ist es nur folgerichtig, dass ich das tue“, beteuert die Christin, die nicht begreift, dass Friedhöfe geschändet

werden. „Es gibt eine Art Hass, der vom letzten Krieg herrührt, und das verstehe ich nicht. Ich bin katholisch, habe evangelische Freundinnen, hatte muslimische Kollegen, ich verstehe nicht, dass man eine solche Gewalt gegen Steine anwen-

det, sie beschmiert und umwirft. Das ist inakzeptabel für mich.“ Im letzten Jahr wurden 30 antisemitische Aktionen im Departement Bas Rhin verzeichnet, und mittlerweile kümmern sich 20 Freiwillige um die jüdischen Friedhöfe.

GPN



Dorf im Elsass.

Foto: Renatus Schenkel

Sprache – Bilder

Von Benno Reicher

Die Wuppertaler Schriftstellerin Else Lasker-Schüler war neben Nelly Sachs, Rose Ausländer und Paul Celan eine der wichtigsten deutsch-jüdischen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts. Weniger bekannt ist sie als Malerin. Ihre Zeichnungen und Bilder zeigte bis Februar eine große, ja, großartige Ausstellung im Von der Heydt-Museum in Lasker-Schülers Geburtsstadt an der Wupper, in Wuppertal.

Es war ein bewegendes Erlebnis, die Sprachkünstlerin zu ihrem 150. Geburtstag auch als Zeichnerin und Malerin kennenzulernen. Dabei konnte man, wenig

überraschend, auch ihre Kunstfiguren, z.B. „Jussuf, Prinz von Theben“, wiederentdecken. Diese gelungene Kombination ihrer gezeichneten und gemalten Arbeiten mit den oftmals nicht einfachen Gedichten und Texten bot einen neuen Zugang zu ihrer Dicht-Kunst-Welt.

„Jussuf“ bekam ein Gesicht, die Ausstellung brachte Wortbilder und gemalte Bilder zusammen. Schließlich werden manche Sprachschöpfungen von Else Lasker-Schüler durch die gemalten Bilder eingängiger. Die von Antje BIRTHÄLMER großartig kuratierte Ausstellung hat die

Sprachbilder, die gedichteten Wortschätze von Else Lasker-Schüler und ihre gezeichneten Bilder zu einem Gesamt-Kunstwerk verbunden.

Im Von der Heydt-Museum gibt es auch ein großformatiges Ölbild von der Dichterin, das der polnisch-jüdische Maler Jankel Adler 1924 gemalt hat. Beide kannten sich, beide waren durch ihre jüdische Herkunft verbunden, beide gehören zum jüdischen Wuppertal. In der dritten Folge unserer Serie JÜDISCH REISEN richtet sich unser Blick heute auf das jüdische Wuppertal, zu Besuch bei Else Lasker-Schüler.

Zu Besuch bei Else Lasker-Schüler in Wuppertal

Von Priska Tschan-Wiegelmann

Wer in Wuppertal, der heimlichen Hauptstadt des Bergischen Landes, vom Bahnhof geradeaus die „Alte Freiheit“ hinunter geht, sieht schon nach wenigen Metern die Schwebebahn über der Wupper. Wegen dieses „Bahnschiffs“, wie Else Lasker-Schüler das Verkehrsmittel auch nannte, ist die Stadt ja weit über Nordrhein-Westfalen hinaus bekannt. In der quirligen Fußgängerzone hört man viele Sprachen. Es ist eine junge, lebendige Stadt. Wer jetzt geradeaus weitergeht und nach nur hundert Metern am Turmhof links abbiegt, steht vor dem beeindruckenden Eingang des Von der Heydt-Museums.

Seit 1961 trägt das ehemalige Rathaus von Elberfeld, heute ein Stadtteil von Wuppertal, in Verbundenheit mit dem Bankier August Freiherr von der Heydt (1851–1929) dessen Namen. Er stiftete dem Museum rund 300 Kunstwerke vom Mittelalter bis in die Moderne. Heute ist das Haus mit einem höchst qualitätsvollen Bestand an repräsentativen Werken aus allen Epochen ausgestattet. Kürzlich konnte das Museum mit Stiftungsgeldern 548 Grafiken und vier Gemälde des polnisch-jüdischen Künstlers Jankel Adler erwerben. Dessen Freundschaft mit Else Lasker-Schüler, der aus Wuppertal gebürtigen, vielseitig begabten aber oft nicht verstandenen Künstlerin wirkt bis heute in die Konzeption des Museums hinein.

Im Rahmen der Ausstellung „Stars der Sammlung“ zum Beispiel zeigte das Museum kürzlich ein großformatiges Gemälde von Else Lasker-Schüler aus dem Jahre 1924, das Jankel Adler gemalt hat. Die beiden sind sich häufig im „Romanischen Café“ in Berlin, dem

Treffpunkt der Avantgarde, begegnet. Ihrerseits hat sie ihm damals ein Gedicht gewidmet. Sie lebte schon ab 1894 in Berlin, er hielt sich immer wieder in Berlin auf. Seine Jahre in Wuppertal, wo er mit Unterbrechungen von 1909 bis etwa 1919 gelebt und an der Kunstgewerbeschule studiert hat, waren beziehungsstiftend für die Freundschaft.

Seitens des Von der Heydt-Museums wurden die verbindenden Momente dieser beiden Lebenswege schon in mehreren Ausstellungen aufgezeigt und sollen voraussichtlich in zwei Jahren mit einer Ausstellung der neu erworbenen Werke vertieft werden. Jankel Adler war als führendes Mitglied der Künstlergruppe „Junges Rheinland“ international vernetzt. Nach seiner Entwicklung vom eher figurativen Malen und Zeichnen zu abstrakterer For-

mensprache beeinflusste er im späteren Exil in London viele jüngere Künstler. Obwohl er nicht den Bekanntheitsgrad seiner Freunde und Vorbilder Marc Chagall, Otto Dix, Paul Klee, Pablo Picasso und vieler anderer hat, gilt er in ihrem Kontext als ein Vertreter der künstlerisch führenden Köpfe des frühen zwanzigsten Jahrhunderts.

Else Lasker-Schüler war 26 Jahre älter als Jankel Adler. Vom Geburtshaus in der Herzogstraße 29 zog Familie Schüler kurz nach der Geburt der jüngsten Tochter 1869 in die Sadowastraße 7 um. Das Wohnhaus in der Herzogstraße steht zwar nicht mehr, dennoch könnte hier nach einer Stärkung im schönen Museumscafé die nächste Station eines Spaziergangs in der Heimatstadt der Dichterin sein. An der heutigen Nr. 29 in der Herzogstraße, wo der Bankier Aron Schüler, Elses Vater, mehrere Gebäude besaß, ist eine Gedenktafel angebracht, die über die Biografie der Dichterin informiert und das Gedicht „Weltflucht“ zitiert.

Dieses Gedicht endet mit dem Wort „Meinwärts“ und wird im bemerkenswert gestalteten Denkmal für Else Lasker-Schüler, etwas weiter, am Ende der Herzogstraße, wieder aufgenommen. Hier steht auch das Haus Nr. 42, in dem Else Lasker-Schüler ein halbes Jahr gewohnt hat, bevor sie 1894 mit ihrem Mann, Berthold Lasker, nach Berlin gezogen ist. Heute hat in diesem Haus die Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft ihren Sitz. Vor einem Rundgang durch die Stadt auf Else Lasker-Schülers Spuren empfiehlt sich die Lektüre der Webseite der Gesellschaft (sie wird gerade erneuert, sollte aber bald wieder erreichbar sein).



Grafik: MBR

Ausgesprochen engagiert leisten hier seit 30 Jahren ehrenamtlich arbeitende Mitglieder und ein großer Förderkreis einen wesentlichen Beitrag zu einer zeitgemäßen Erinnerungskultur. Von Beginn an unterstützte die Gesellschaft die Herausgabe der Kritischen Gesamtausgabe der Werke Else Lasker-Schülers. Auch der Rückkauf einiger ihrer Zeichnungen, die die Künstlerin u.a. mit ihrem Phantasienamen „Prinz Jussuf“ unterzeichnete, ist der Gesellschaft gelungen. 1937 wurden 104 ihrer Zeichnungen aus der „Deutschen Nationalgalerie“ in Berlin als entartete Kunst entfernt. 2011 gelang es auf Betreiben der Wuppertaler Gesellschaft Werke der Künstlerin im „Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwartskunst“ in Berlin auszustellen.

Vom Ende der Herzogstraße ist es fußläufig nicht weit bis in die Kolpingstraße 8, wo sich in der Stadtbibliothek Wuppertal ein umfangreiches Archiv zu Else Lasker-Schüler befindet. Hier werden ihre Werke



Jankel Adler, Selbstbildnis, um 1940.

Foto: Von der Heydt-Museum

in den Erst- und Folgeausgaben sowie Fotos und Dokumente zur Geschichte der Familie Schüler verwahrt. Auch alle Sekundär- und Forschungsliteratur und

Hör- oder Bildträger zum Thema werden gesammelt. Für Forschungszwecke ist das Archiv in öffentlicher Hand bestens geeignet. Eine Tafel an der Stadtbibliothek erinnert an die Bücherverbrennungen von 1933. Bibliothekare unterstützten die „Säuberungsaktionen“, die zur „Aussonderung des politisch zersetzenden und des jüdischen Schrifttums“ führten.

Nach dem Besuch der Bücherei geht es über die Luisenstraße zur Straße „Kleine Klotzbahn“. Dort hatte der Ehemann der Dichterin, Dr. Berthold Lasker seine Praxis. Es war keine harmonische Beziehung. Die beiden ließen sich 1903 in Berlin scheiden. Die Kleine Klotzbahn stößt auf die Genügsamkeitstraße, wo der Blick auf die beeindruckende Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal fällt. In diesem Haus wird jüdische Geschichte und Kultur vermittelt. Durch Architektur und Inneneinrichtung wird der Bogen von Beginn des 19. Jahrhunderts über den Holocaust im 20. Jahrhundert bis heute gespannt.

Die alte Synagoge stand an dieser Stelle von September 1865 bis November 1938. Im großen Raum der Ausstellung kann sich der Besucher in eine Reihe von Bänken setzen, die den Blick durch lichte Fenster auf die Restmauern der abgebrannten Synagoge lenken, auf den leeren Platz, wo der Betraum war, und den Apfelgarten von früher. Intensives Erleben von Vergangenheit und Gegenwart wird hier möglich. Gedanklich aufarbeiten lässt sich das Erleben, indem man das Fach der jeweiligen Bank aufschlägt und statt des Gebetbuches der Synagoge Erinnerungsstücke betrachten kann oder Texte und Bilder zu Schicksalen von Wuppertaler Juden gelesen und angeschaut werden können.

Dies spricht auch jugendliche Besucher an und ermöglicht eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema Jude sein früher und heute. Die Nachbildung der Wuppertaler Synagogen im kleinen Format macht Geschichte und Gegenwart mit den Augen erfassbar. Die Begegnungsstätte bietet Seminare, Unterstützung für Lehrer und andere Interessierte und zahlreiche Themenspaziergänge durch Wuppertal an.

In der museumsdidaktisch also hervorragend aufgestellten Ausstellung kann der Besucher u.a. auch mit einem Audio-guide über 20 Stationen ansteuern. Dabei wird das Leben der jüdischen Wuppertaler/Elberfelder seit dem 19. Jahrhundert lebendig und am Beispiel der jüdischen Familie Steilberger erfahrbar. In Briefen des Webers Samuel Steilberger an seine in der Schweiz verheiratete Tochter Regina werden Lebenswelt, Bräuche und Sorgen eines frommen, fleißigen Juden im 19. Jahrhundert nachvollziehbar. Die Illustrationen zum Leben seiner Frau



Foto: Von der Heydt-Museum

Das Von der Heydt-Museum in Wuppertal würdigt mit den beiden Sammlungsschwerpunkten Else Lasker-Schüler und Jankel Adler zwei jüdische Künstler, die das „Jüdische“ immer wieder zum Thema ihrer Werke gemacht haben. Der Bestand an Werken von Jankel Adler konnte kürzlich erheblich erweitert werden. 548 Grafiken und vier Gemälde aus dem Nachlass des Künstlers kaufte das Museum an, finanziert durch die Von der Heydt-Stiftung, das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, die Kulturstiftung der Länder sowie durch eine Spende.

„Die Erwerbung ist für das Von der Heydt-Museum von besonderer Bedeutung. Sie etabliert in der Sammlung einen neuen Schwerpunkt und verstärkt die Kompetenzen des Hauses bei der Dokumentation der Künstlervereinigung *Junges Rheinland*“, schreibt das Museum in einer Pressemeldung.

Eine empfehlenswerte Vorbereitung auf den Besuch im Wuppertaler Museum ist eine 3sat-Sendung von Oktober. Der „Museums-Check mit Markus Brock“ machte mit der Schauspielerin Ann-Kathrin Kramer und mit Mitarbeitern des Museums einen Rundgang durch die ständige Sammlung und gibt interessante Informationen zu vielen wichtigen Kunstwerken und zur Museumsgeschichte. Der Film (29 Min) ist auf www.3sat.de über das Suchfeld und der Eingabe „Von der Heydt-Museum“ sofort zu finden. Alle notwendigen Infos zum Museum auf www.von-der-heydt-museum.de.

bere.



Else Lasker-Schüler auf einem Gemälde von Jankel Adler um 1940.

Foto: Von der Heydt-Museum

Friederike vermitteln besonders Kindern auf humorvolle Weise, wie sehr Kreativität und Zuversicht bei der Bewältigung von Alltagsproblemen helfen. Bis heute gibt es noch viele Nachfahren der Familie in vielen Ländern.

Eine besonders schön gestaltete Ecke ist Else Lasker-Schüler gewidmet. Bringen Sie Zeit mit beim Besuch der Begegnungsstätte! Es macht Spaß, hier die Lebensstationen und die Lebenshaltung der Dichterin zu erleben. Als Kind einer assimilierten Familie lebte sie zwischen den Welten und war sowohl vom Geschehen in der Synagoge als auch von den Gebräuchen der christlichen Freundinnen fasziniert.

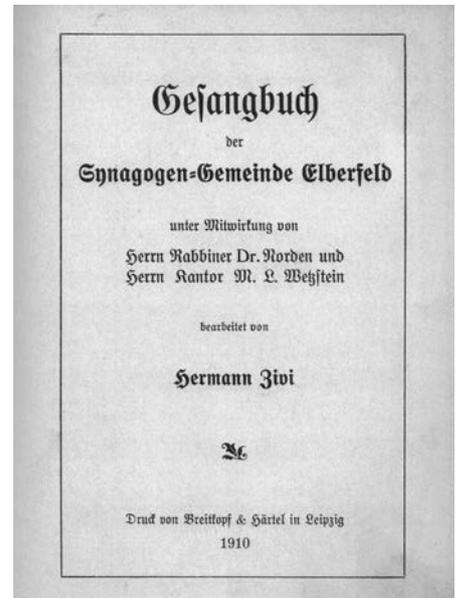
Jüdisches Leben in Wuppertal wird in der Begegnungsstätte auch an anderen Per-

sonen erläutert. Joseph Norden war Rabbiner in Wuppertal von 1907 bis 1935 und nach den Worten seiner Enkeltochter Hanna Renning „ein Brückenmensch“, dem es gelang, orthodoxe und liberale Haltungen zu versöhnen. Ein wunderbares Buch ist ihm gewidmet, das in der einen Hälfte einen ausgesprochen hell-sichtigen Kommentar des Rabbiners zum Bibelvers „Auge um Auge – Zahn um Zahn“ aus dem Jahre 1926 enthält und in der anderen Hälfte das Gesangbuch der Synagogen-Gemeinde Elberfeld in einem Nachdruck der Ausgabe von 1910 – ein Kleinod, das von der Leiterin der Begegnungsstätte Alte Synagoge, Dr. Ulrike Schrader, in diesem Sommer herausgegeben wurde. In Wuppertal erinnert auch die Joseph-Norden-Treppe an ihn.

Viele jüdische Familien in Wuppertal trugen einen beträchtlichen Teil zur Entwicklung der Textilindustrie bei, so auch die Familie Tietz. Wenige Schritte von der Begegnungsstätte entfernt ist im Gebäude vom Kaufhof ein Schaufenster der Gründer-Familie gewidmet. Mit Fahrstühlen, Lichthöfen und sechs Treppenhäusern war das 1912 eröffnete Kaufhaus Tietz eines der ersten großen Warenhäuser in Deutschland. Wie alle jüdischen Geschäfte wurde das Kaufhaus Tietz später von den Nazis arisiert.

Weitere, fußläufig allerdings nicht so gut erreichbare Ziele sind die historische Stadthalle südlich der Wupper am Johannisberg, wo die Dichterin 1912 auf Einladung der Literarischen Gesellschaft „als Vertreterin der modernsten Richtung“ im Rahmen einer Lesung Teile aus ihrem Stück „Die Wupper“ vortrug. Die Lesung wurde beinahe zum Skandal. Ein Konzert in der Alten Stadthalle ist allerdings auch heute noch sehr zu empfehlen. Sir Simon Rattle ist der Ansicht, dass „Wuppertal ... akustisch einen der besten Konzertsäle in der Welt“ hat.

Wer sich für die Textilindustrie in Wuppertal interessiert, kann an einem Rundgang teilnehmen, den die Begegnungsstätte



Das nachgedruckte Gesangbuch von 1910, herausgegeben von Ulrike Schrader.

Alte Synagoge anbietet. Der Weg führt zur „Hofaue“, der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts international bekannten Straße, wo die Fäden des Textilhandels zusammenliefen. Hier war auch Else Lasker-Schülers Schule, die sie allerdings wegen vieler Hänseleien nicht gerne besucht hat. Die Else Lasker-Schüler-Straße im Norden der Stadt, die nach ihr benannte Gesamtschule und das Haus in der Sadowastraße sind noch weitere Ziele.

Man sieht schon, für den Besuch bei Else Lasker-Schüler in Wuppertal braucht man mehr als einen Tag. Nicht vergessen sollte man einen Besuch in der Weißenburgstraße auf dem ältesten der vier Jüdischen Friedhöfe Wuppertals. Dort liegen die Eltern und der Bruder der Künstlerin beerdigt. In „Kindheit in Wuppertal“ schrieb sie: „Wenn das große Tor des alten Judenfriedhofs sich hinter mir schließt, ist wieder ein Tag vergangen. Späte Sonne geleitet mich sorgsam die vielen Stufen herab bis ins Innere der lebhaften Stadt Elberfeld.“ Der Schlüssel zum Friedhof ist in der Begegnungsstätte erhältlich.



Blick in die Dauerausstellung der Alten Synagoge.



Fotos: Priska Tschan-Wiegelmann

Else Lasker-Schülers Schlüsselworte

Von Daniel Hoffmann

Ihrem Lokalpatriotismus hat Else Lasker-Schüler auch noch im hohen Alter Ausdruck verliehen. Am 11. Februar 1869 wurde sie im bergischen Elberfeld geboren, das im Wupper-Tal liegt und seit mehr als 90 Jahren zu Wuppertal gehört. In ihrem 1932 erschienenen Prosaband „Konzert“ hat die Dichterin diesem Lokalpatriotismus auf die schönste Art gehuldigt, nämlich humorvoll durch einen als „Ulkiade“, als ulkige Rede, verfassten Text, in dem sie, im lokalpatriotischen Stolz, die Heimatstadt als den Nabel der Welt oder den Ursprungsort aller weltbekannten Dinge ausgibt. Hier ist es der Geburtsort des Kartoffelpuffers. „Namentlich im Wuppertal, wo des Reibepfannekuchens Pfanne stand und in Elberfeld-Barmen die Butter der Welt erblickte.“

Aber Else Lasker-Schüler konnte auch ganz ernsthaft über ihre Heimat sprechen. Gegenüber dem Schweizer Journalisten Max Rychner, der 1932 für kurze Zeit als Redakteur in Köln wirkte, lobte sie die heimatische Wupper. Nach ihrem Tode schrieb Rychner über sie: „Man musste den Nimbus gewisser Schlüsselworte kennen. ‚Die Wupper‘, sagte sie, und während ich noch des Wahnes war, es handle sich um ein unbeträchtliches Rinnsal in der Ruhrgegend, fuhren ihre Arme aus, die Augen wurden groß, und sie erzählte, dass einem aufging, Vater Nil und Mutter Wupper seien wohl von den ungeheuersten Veranstaltungen hienieden.“

Die Wupper konnte sich für sie in einen der urmenschlichen Flüsse wie Styx und Lethe aus dem griechischen Mythenkreis oder einen der dem Paradies entspringenden Flüsse verwandeln. Immer aber verwandelte sich die heimatische Landschaft

und mit ihr sie selbst als im Bergischen verwurzelter Mensch in etwas Östliches, in eine orientalische Gegebenheit. So nannte sie sich Prinz von Theben oder Jussuf.

Wenn Max Rychner aber meinte, dass „durch sie hindurch [...] beständig urtümliche Bilder [zogen], und diese waren ihre Wirklichkeit“, so verkannte er bei aller Fantasie und Träumerei, die die Dichterin erfüllte, letztlich doch den harten Realitätsgehalt, den ihre Dichtungen und Prosatexte enthalten. Wie jeder Dichter ist auch Else Lasker-Schüler nicht dazu verpflichtet gewesen, ihre Sprache für die Übermittlung von sachlichen Informationen zu verwenden, sondern in poetischer Weise von der Wahrheit und der Wirklichkeit zu zeugen.

Ihre Dichtungen sind deshalb auch nicht Überhöhungen der Wirklichkeit ins Irreale oder Fantastische, sondern Erhöhungen, Steigerungen, um das Beschriebene deutlich sichtbar zu machen, so dass man es erkennt. Das gilt besonders für die zahlreichen Gedichte über ihre Dichterfreunde. Über Gottfried Benn z.B., ihren engen Freund, von dem sich jeder mit der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts vertraute Leser ein Bild hat machen können, schreibt sie in dem Gedicht „O, deine Hände“:

*Sind meine Kinder.
Alle meine Spielsachen
Liegen in ihren Gruben.
Immer spiel ich Soldaten
Mit deinen Fingern, kleine Reiter,
Bis sie umfallen.*

*Wie ich sie liebe
Deine Bubenhände, die zwei.*

Dieses Gedicht ist in vielerlei Hinsicht einzigartig. Es fiel einem keine Dichterin des 20. Jahrhunderts ein, die ein derart verspieltes, intimes, aber auch die Person des Bedichteten der Öffentlichkeit aufdeckendes Gedicht hätte schreiben können. Für das 19. Jahrhundert wäre das nur Bettine von Arnim in einem Gedicht über Goethe zuzutrauen gewesen. Gottfried Benn erscheint in einem gänzlich fremden Licht und doch auf eine ganz reale Weise authentisch. Dass Else Lasker-Schüler das mit diesem Gedicht gelungen ist, zeigt ihre große dichterische Kraft. Ihre Gedichte auf Personen sind stets realistische Porträts in poetischen Farben. Sie sind wahrhaftig in der Gestalt, die sie beschreiben. Für ihren Heimatort, das Wupper-Tal, gilt dies auch für den Maler Jankel Adler, auf den sie ein Gedicht schrieb.

*Man nennt ihn überall den lieben Jankel. /
Wir sind aus einer Stadt und gingen
in dieselbe Schule /
Und schlidderten mit Vorliebe über
zugefrorene Gossen.*

Jankel Adler, 1895 in Tuszyn, nahe Łódź, geboren, war ein enger Freund Else Lasker-Schülers. Zwischen 1913 und 1921 lebte er mit Unterbrechungen bei seiner Schwester in Barmen im Wupper-Tal. Den, den man „überall den lieben Jankel“ nannte, eignete sich die Dichterin ganz unkonventionell, weil er eine Zeit lang in ihrer Heimatregion lebte, als ihren Landsmann an. Das Gedicht weiß viel Wahres über Adler zu berichten: über seine Persönlichkeit, über seine Malerei, über seine Biografie, über seine Porträts und über seine kunstgeschichtliche Einordnung. Dies geschieht in reimlosen Versen, in einer Sprache, die einem unrhythmisierten Prosatext ähnelt. Und trotzdem entsteht daraus ein leuchtendes poetisches Gedicht.

*Die Wupperstadt mit rosigem Sterbevogel – /
Im Morgenrot und frühen Tod und
brüderlichen Psalm: /
„Mein kleines Schwesterlein
ruht hier in Frieden.“*

Diese Strophe bezieht sich auf ein (heute verschollenes) Bild von Jankel Adler, „Steinmetz und Totenvogel“ von 1921. Auf dem Bild ist ein Mann zu sehen, der Zeichen in einen Grabstein einmeißelt. Dieser Stein hat die Form einer der Hälften der Tafeln des Bundes, wie sie sich ikonografisch manifestiert haben. Jüdische Motive und hebräische Schriftzei-



Blick in die Lasker-Schüler-Ausstellung 2019/2020 im Wuppertaler Museum.

Foto: Günter Lintl, Von der Heydt-Museum

chen begegnen uns immer wieder auf Jankel Adlers Bildern. Auch der Hahn in den Armen eines frommen jüdischen Mannes taucht häufig auf. In der vorletzten Strophe erwähnt Else Lasker-Schüler eines dieser Bilder.

Im wahren Sinn des Wortes malte aus der Vogelperspektive / Mein Heimatfreund krähend den Hahnenverkäufer. / (Es riecht tatsächlich nach Gefieder.)

Die in Klammern gesetzte Bemerkung soll dem Leser des Gedichtes das Bild vom Hahnenverkäufer in sinnliche Nähe rücken. Denn der Hahn spielt im traditionellen Judentum eine wichtige Rolle. Die von frommen Juden abstammende Else Lasker-Schüler und der im chassidischen Milieu aufgewachsene Jankel Adler kannten das Entsühnungsritual des „Kaporesschlagen“ vor Jom Kippur. Gegen Ende seines Lebens, um 1945 herum, hat Adler auf seinem Bild „Opfer“ eine wild bewegte Szenerie mit zwei Figuren und einem Hahn dargestellt und damit dem Motiv des Hahns in seiner Malerei endgültigen Ausdruck als Opfer verliehen.

Else Lasker-Schülers kunstgeschichtliches Urteil zum Abschluss des Gedichtes, Adler sei der hebräische Rembrandt, ist zutreffend. Adler zeigt auf seinen Bildern fromme Juden in ihrer Lebenswelt und mit einer Kunst des Malens, die ihn Rembrandt an die Seite stellt. Werner Kraft, der 1896 in Braunschweig geborene jüdische Literaturwissenschaftler, der von 1934 an in Jerusalem gelebt hat und dort auch Else Lasker-Schüler häufig begegnet ist, schreibt in einem Aufsatz über sie:

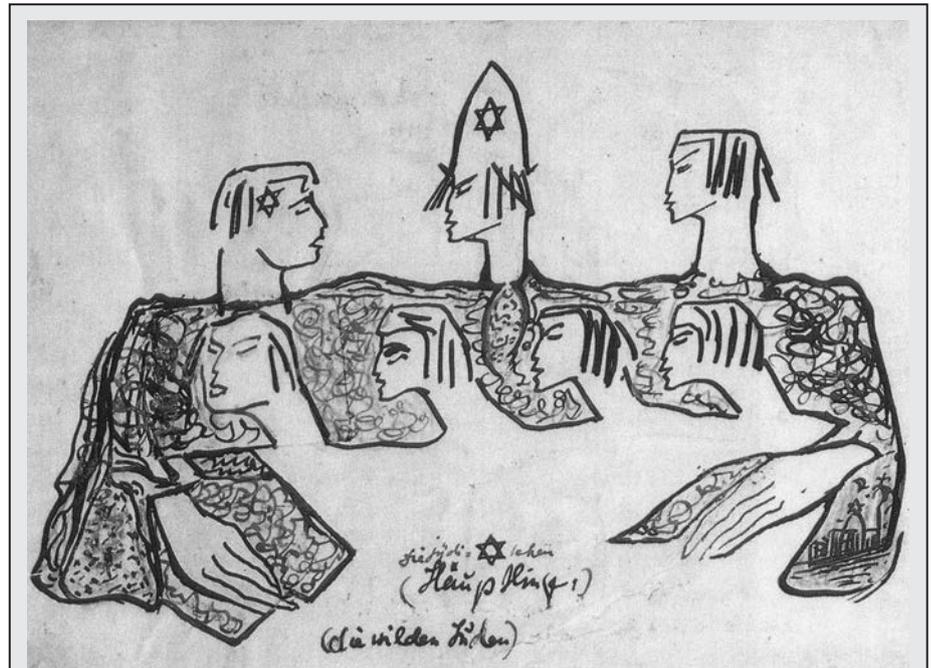
„Das Denken der Dichterin ist komplex, alles geht ineinander über, das Banale in die Sprache des Genius, das Kinderspiel in die Geheimnisse Gottes.“ Das Kinderspiel mit Gottfried Benns Fingern und die Beschreibung von Jankel Adlers Angesicht als „bibelvoll“ illustrieren die Tiefe dieser Komplexität. Dazu gehören auch Else Lasker-Schülers Wortneuschöpfungen, die fremd anmuten, aber letztlich im Rhythmus ihrer Verse stimmig sind. Ihre bekannteste Neuschöpfung ist aus dem berühmten Gedicht „Ein alter Tibetteppich“, in dem sie Tibet auf der ersten Silbe falsch betont. Aber wo liegt die richtige Betonung im Gedicht?

Für Else Lasker-Schüler waren die falschen Betonungen ebenso notwendig wie die Wortneuschöpfungen, weil sie die Sprache erweitern wollte. Unter den vielen von ihr entworfenen Wort-Zusammensetzungen ist „Gottosten“ die nobelste. Es steht in ihrem Gedicht „Joseph wird verkauft“ aus den 1913 erschienenen „Hebräischen Balladen“.

Der bunte Brüderschwarm zog wieder nach Gottosten.

In diesem Vers hat sie die Versöhnung der Brüder und Söhne Jakobs bereits vorweggenommen, obwohl das Gedicht nur von dem ruchlosen Verkauf Josephs an die Karawane nach Ägypten handelt. Denn das „Bunte“ gehört ja eigentlich als Attribut zu Joseph mit seinem die Brüder reizenden Rock. Und der „Gottosten“ deutet an, dass die Brüder nicht in ein durch ihre Untat ungesegnetes Land zurückziehen. Noch einmal sei Werner Kraft zitiert: „Die Wort-Zusammensetzungen scheitern notwendigerweise an den begrenzten Möglichkeiten der deutschen Sprache, weisen aber gerade in dem Willen, das Unmög-

liche zu erreichen, auf das Orientalische hin, das der Dichterin vorschwebt.“ Darin ist sie, wie es Else Lasker-Schülers Freund und Weggefährte Peter Hille in einem Brief ausdrückt, „kosmisch egoistisch“. Wenn die Sprache der Poesie die Sprache der Menschheit ist, dann muss sie sich, wie es Else Lasker-Schüler erprobt hat, unermesslich erweitern lassen. Sie erreicht dann die Weite des Kosmos. Aber letztlich passt auch der Dialekt der Heimat in diesen Sprachraum hinein. Das kann man in ihrem frühen Drama „Die Wupper“, 1909 erschienen, nachlesen. Am 22. Januar 1945 ist die Dichterin Else Lasker-Schüler aus dem bergischen Land in Jerusalem verstorben. Ihr Grab liegt auf dem Ölberg.



„Jüdische Häuptlinge“, Zeichnung von Else Lasker-Schüler.

© Else Lasker-Schüler-Gesellschaft

www.else-lasker-schueler-gesellschaft.de Eigentlich wollte die vom ehemaligen WDR-Journalisten Hajo Jahn mit weiteren Partnern gegründete Else Lasker-Schüler-Gesellschaft in Wuppertal in diesem Jahr ein besonderes Jubiläum feiern. Aber die Pandemie ließ auch diese Veranstaltung nicht zu. Die für den 21. November 2020 geplante Feier soll nun im Frühjahr 2021 nachgeholt werden.

Die ELS-Gesellschaft mit ca. 1.200 Mitgliedern im In- und Ausland wurde am 23. November 1990 gegründet. „Wir sind eine der aktivsten Literaturvereinigungen in Deutschland“, sagt der Gründer und Vereinsvorsitzende Hajo Jahn.

Ziel der Gesellschaft ist es, das literarische und künstlerische Werk der Dichterin zu pflegen und als wichtigen Beitrag zur deutsch-jüdischen Kultur lebendig zu erhalten. Die Gesellschaft unterstützt Forschungen zu Else Lasker-Schüler und auch die Herausgabe der Kritischen Ausgabe in sechs Bänden im Jüdischen Verlag / Suhrkamp Verlag.

Für Wuppertal-Besucher bietet Hajo Jahn Stadtführungen auf den Spuren der Schriftstellerin an und in der Vereinsgeschäftsstelle in der Herzogstraße 42, dem letzten Wohnsitz von Lasker-Schüler in Wuppertal, kann man Bücher und andere Materialien von und über Else Lasker-Schüler erwerben. Zum 30-jährigen Bestehen der ELS-Gesellschaft ist der 13. Almanach „Meinwärts – das Herz der Avantgarde“ erschienen mit Beiträgen über das Jubiläumsjahr „150 Jahre Else Lasker-Schüler“ (siehe dazu auch Seite 49).

bere.

Else Lasker-Schüler-Gesellschaft e.V., Herzogstraße 42, 42103 Wuppertal, Telefon 0202 305198, E-Mail: vorstand@else-lasker-schueler-gesellschaft.de.

Versuchen Sie es einmal

Auf Elses Spuren durch Wuppertal

Von Thomas Pilling

Else Schüler wird 1869 in Elberfeld geboren. Sie verlässt ihre Heimatstadt im Jahre 1894 mit dem ersten Ehemann Berthold Lasker und zieht nach Berlin. 1933 flieht sie vor den Nationalsozialisten in die Schweiz nach Zürich. Nach ihrer dritten Palästina-Reise 1939 verweigern die Schweizer Behörden das Einreisevisum. Der 2. Weltkrieg bricht aus, Else Lasker-Schüler muss in Palästina bleiben. Sie stirbt 1945 in Jerusalem.

Die ersten 25 Jahre ihres Lebens wohnt Else Schüler mit ihrer Familie in Elberfeld. Diese Jahre ihrer Kindheit und Jugend haben sie geprägt. Das nach 1933 nicht mehr erreichbare Elberfeld mit dem Elternhaus in der Sadowastraße ist in ihrer Erinnerung und im Herzen stets präsent, bis zum Lebensende. In ihren Büchern *Konzert*, *Das Hebräerland* oder *Ich räume auf* finden sich autobiographische Texte verklärend, in der Kindheit schwelgend.

Lasker-Schülers größtes Talent ist vielleicht die Fantasie: Sie ist Prinz von Theben oder Tino von Bagdad und lebt ihre Rollen. Sie macht ihrem englischen Übersetzer (den sie noch nie gesehen hat) einen Heiratsantrag oder tanzt im nächtlichen Prag auf der Straße (was die Polizei dann unterbindet). Wer Fantasie hat, kann sich aber auch durch Zeit und Raum bewegen. So reist Lasker-Schüler immer wieder zurück in das Elberfeld ihrer Kindheit. Bemühen wir nun einmal unsere Fantasie und versetzen uns zurück in das Elberfeld des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Else wird als sechstes Kind von Aron und Jeanette Schüler geboren. Die Familie wohnt zunächst noch sehr zentral in der Herzogstraße 29.

Briller Viertel

Anfang der 1870er Jahre erfolgt der Umzug in die Sadowastraße 7. Das dreistöckige Gebäude steht heute noch. Man vermutet, dass es einen turmähnlichen Anbau besessen haben muss, denn dieser Turm wird immer wieder von ihr thematisiert: „Plötzlich stehe ich vor meinem Elternhaus; unser langer Turm hat mich gestern schon ankommen sehen; ich fall ihm um den Hals wahrhaftig“.

Die Sadowastraße ist damals wenig bebaut, das Briller Viertel existiert noch nicht. Der Elberfelder Verschönerungsverein erwirbt ab ca. 1870 Wald- und Wiesengrundstücke, um Parkanlagen anzulegen und neue Wohngebiete für betuchte Elberfelder zu erschließen. Viele Unternehmer verlassen mittlerweile die

durch stetigen Bevölkerungszuwachs zu enge Elberfelder Innenstadt und ziehen, die Arbeit vom Wohnen trennend, in ruhigere Außenbezirke, wie in das nun entstehende Briller Viertel. Wenn das Kind Else nun die nähere Umgebung für sich entdeckt, muss ihr die rege Bautätigkeit auffallen.

1932 beschreibt sie ihr Viertel allerdings verklärend einer ländlichen Idylle gleich: „Wir wohnten am Fuße des Hügels. Steil-auf ging's von dort in den Wald. Wer ein rotes, springendes Herz hatte, war in fünf Minuten bei den Beeren. Sonntags kamen ganze Familien vom Berge gestiegen, an unserm Haus vorbei. Die Kinder trugen am Arm kleine Körbe, bis an den Rand gefüllt, aber man sah schon ihren blaugefärbten Mäulchen an, was sie gepflückt hatten zur Beilage der Eierkuchen zum Sonntagabendbrot. Ich bin immer so stolz auf unseren großen Wald gewesen, in den man, ob man's wollte oder nicht, beim Heraufklettern der Sadowastraße hineinblicken musste. An ihrem Fuße lag mein Elternhaus, außerhalb der Stadt, denn erst später wurde unsere Gegend der Westen. Immer strömte aus dem Walde frischer, grüner Atem und kräftigte die Lunge. Und jeder Baum, jeder Strauch, der mir heute begegnet, erinnert mich an unseren Wald, in dessen friedliche Augen ich blickte, lachend als Kind.“

An der Fuhr – Hauptbahnhof

Nach 1873 verschlechtert sich die Wirtschaftslage und der als Bankier tätige Vater Aron Schüler handelt zusätzlich mit Immobilien und vermietet Wohnungen. 1885 sollen 14 Häuser in seinem Besitz

gewesen sein, die dann aber wieder verkauft werden. 1895 sind dann nur noch die Häuser Sadowastraße und Herzogstraße auf seinem Namen im Grundbuch eingetragen.

Tochter Else hat den Vater auf seinen Inspektionsreisen begleitet. So darf wohl vermutet werden, dass sie durchaus um die Wohnungsnot und Armut der Arbeiter in der immer weiter wachsenden Stadt Elberfeld wusste. Jahre später schreibt sie über ihren Vater: „Er war gezwungen, ein reicher Mann zu sein, bis zu seinem Tode, und nach seinem Ableben bescherte er die Leute noch mit seinen ihn überlebenden Anekdoten. Damals war noch eine herzliche Zeit. Von den Armen nahm mein Vater keinen Mietzins, denn wer in seinem Hause wohnte, der wohnte auch in seinem Herzen. Und ich bin stolz darauf, da mein Vater sich ganz ausgab, kein Heimatloser heimatlos blieb.“ Man merkt hier deutlich, dass Else bemüht ist, ein positives Bild ihres Vaters zu vermitteln. Es steht aber außer Frage, dass Familie Schüler zum oberen Mittelstand in Elberfeld gehört.

1807 zählt man in Elberfeld 14.304 Einwohner, im Jahre 1908 sind es 168.570 Einwohner. Textilarbeiter wohnen in einem Elendsviertel in der Nähe des alten Stadtkerns. Es liegt am südlichen Ufer der Wupper und heißt „An der Fuhr.“ Seit 1875 befindet sich oberhalb der Fuhr die Eisenbahndirektion und stellt für lange Jahre einen starken Kontrast zu den heruntergekommenen Fachwerkhäusern dar. Das imposante Gebäude mit Freitreppe liegt direkt neben dem im Jahre 1848 errichteten Hauptbahnhof. Von hier wird die erwachsene Else Lasker-Schüler



Döppersberger Schwebebahnstation in Elberfeld auf einer alten Postkarte von Wuppertal.

1894 ihre Heimatstadt nach Berlin verlasen und bis 1932 nur noch als Besucherin zurückkehren.

Laurentiuskirche Friedrich-Ebert-Straße

Die im klassizistischen Stil errichtete Laurentiuskirche wird am 8. November 1832 eingeweiht. Von Mai 1845 bis März 1849 wirkte hier der Kaplan Adolph Kolping. Für Else Schüler ist dies ein prägender Ort. Sie beobachtet mit ihrem Vater das St. Laurentius Fest und erlebt antisemitische Anfeindungen. In ihrem Buch *Konzert* widmet sie *St. Laurentius* ein ganzes Kapitel.

„Am Laurentius-Tag war in meiner Heimatstadt Prozession. Die katholischen Schulkinder hatten dann frei, brauchten nicht in die Schule zu gehen. Aber sie zogen weiße Kleider an und waren an dem Tage – Engel. Große und Kleine von der obersten bis zur untersten Schulklasse. Meist fiel der Laurentius gerade auf den Sonntag, dann hatten wir anderen Kinder auch frei, »die lutherischen und die semitischen Kinder«, wie uns das Fräulein zu unterscheiden pflegte. Heute konnten wir wieder zugucken wie sich die katholischen Mitschülerinnen versammelten auf dem katholischen Kirchplatz um die zweitürmige Kirche hinter den rauschenden Kastanienbäumen.“

Stadthalle Johannisberg

Bis 1894 gehört das Grundstück, auf dem sich heute die *Historische Stadthalle* befindet, dem Wirt Abraham Küpper, in dessen Räumlichkeiten immerhin bis zu tausend Personen Platz finden. Küpper besitzt ein eigenes kleines Orchester und ist Veranstalter von Opern, Operetten und Varietétheater. Küpper und Aron Schüler gehören zum Sonntagsstammisch im Hotel Weidenhof. Es wird kolportiert, dass Abraham Küpper den Skatbruder Aron Schüler gerne mal hereinlegt. Viele Jahre später aus dem Exil beschreibt Lasker-Schüler den nicht immer geistesgegenwärtigen Vater so:

„Das war ein Amüsemang!!! / Wir Kinder durften zuschaun, lang ists her so ellenlang – / Kam erst das Scatspiel recht im Gang, / Und schimpften sich die Freunde mit Elan, / Wir Kinder, unsern Dumrian von Papan / Verspotteten im Chor: / Den Trumpf in Händen und er doch verlor, / Und trotz der besten Karte nicht gewann, / Im weissen Haar und hinterm Ohr / Den Kohinor“.

Abraham Küpper verkauft sein Wirtshaus und das Gelände an die Stadt Elberfeld. Im Jahre 1900 steht dort die Stadthalle. Zwölf Jahre später wird hier Lasker-Schüler, eingeladen von der Literarischen

Gesellschaft, im nur halbgefüllten Kaisersaal, eine herbe Enttäuschung erleben. Ein großer Teil des Publikums kann mit der Künstlerin und ihrer Darbietung nichts anfangen. Es lacht, unterhält sich lautstark oder geht einfach. Es gibt aber auch durchaus interessierte Zuhörer, die die Autorin faszinierend finden. „Ich bitte

um Ruhe, ich lese hier das Allerfeinste vor. So geht das nicht weiter, ich bin das anders gewöhnt“, wendet sie sich an die Mitglieder der Literarischen Gesellschaft. Fast droht der Abbruch der Veranstaltung. Die Elberfelder und Barmer Presse berichtet über dieses Ereignis. Die Kritiken sind teils hämisch, teils wohlwollend.



Der Kaiserwagen.

Foto: Achim Otto

WUPPERTAL, das ist viel mehr als die Schwebebahn, auch wenn die Fahrt mit diesem außergewöhnlichen Verkehrsmittel unten im Tal über der Wupper, z.B. von Elberfeld nach Barmen, Spaß macht und einen besonderen Blick auf die Stadt bietet. Wuppertal, das ist neben Else Lasker-Schüler und Jankel Adler auch die Heimatstadt von Johannes Rau.

Der aufmerksame Vollblut-Politiker hatte eine enge Beziehung zu den Jüdischen Gemeinden in Deutschland und zu dem Land Israel, das er immer wieder in seinen unterschiedlichen Ämtern besuchte. Fast 15 Jahre, ab 1964, hat er sich im Rat der Stadt für Wuppertal und seine Menschen eingesetzt. Die erste Städtepartnerschaft zwischen einer deutschen Stadt, Wuppertal, und einer israelischen Stadt, Beer-Sheva, verabredeten beide Städte offiziell im Jahre 1977, kurz vor dem Ende von Raus Amtszeit in Wuppertal. Danach ging er als NRW-Ministerpräsident 1978 nach Düsseldorf und 1999 für fünf Jahre als Bundespräsident nach Berlin. Auch in dieser Funktion besuchte er Israel.

Eng mit Wuppertal verbunden sind auch die Künstler Pina Bausch und Tony Cragg. Der international ausgestellte Bildhauer Tony Cragg war von 2009 bis 2013 Rektor der Kunstakademie Düsseldorf. Der britische Künstler erwarb 2006 das Anwesen Waldfrieden und begründete dort seinen auch öffentlich zugänglichen Skulpturenpark mit einer stetig wachsenden Kunstsammlung, auch aus dem umfangreichen Werk von Tony Cragg. Kunstliebhaber werden den Skulpturenpark genießen, aber auch das landschaftliche Ambiente. Rüstige Besucher können den Park von der Schwebebahn-Haltestelle Landgericht gut zu Fuß erreichen. Mehr Infos dazu auf www.skulpturenpark-waldfrieden.de.

Von 1973 bis 2009 wirkte die Tänzerin und spätere Choreographin Pina Bausch in Wuppertal, wo sie ihr weltberühmt werdendes Tanztheater begründete. „Das Geheimnis ihres Erfolges mag darin liegen, dass das Tanztheater der Pina Bausch einen unverstellten Blick auf die Realität riskiert und zugleich zum Träumen einlädt“, steht auf der Webseite www.pinabausch.org. Für Kenner der Tanztheaterszene und ihre Liebhaber ist Wuppertal ein Synonym für Pina Bausch.

Für die komplette Reiseplanung und alle touristischen Informationen ist die Webseite www.wuppertalshop.de sehr hilfreich. Dort ist auch der Link zur Schwebebahn zu finden und leider auch der Hinweis, dass sie zur Zeit nur eingeschränkt verkehren kann. 2021 soll sie wieder voll in Betrieb gehen. Dann gibt es auch Fahrten mit dem historischen Kaiserwagen. Man kann ihn ebenso für private Veranstaltungen buchen. Alle Infos auch in der Wuppertal Touristik, Kirchstraße 16. Benno Reicher

Ich bin verliebt in meine Stadt

Wenn Else Lasker-Schüler Elberfeld besucht, wohnt sie oft im Hotel Weidenhof. Das Haus in der Sadowastraße ist nach dem Tod des Vaters (1897) vermietet. In diesem, an der „Alten Freiheit“ zentral gelegene Hotel hatte schon ihr Vater seinen Stammtisch. So schreibt sie am Ende eines Artikels anlässlich der 300-Jahrfeier der Stadt Elberfeld in der Zeitschrift *Der Sturm*:

„Ich bin verliebt in meine Stadt, aber schon muss ich Abschied nehmen wie von einem alten, düsteren Bilderbuch mit lauter Sagen. Niemand hat mich wiedererkannt, auch im Weidenhof der Wirt nicht, der immer einen ganz kleinen Kellner für mich herbeischaffen musste am Festtag, wenn wir dort Forellen aßen.“ Der Weidenhof schließt Anfang der 1920er Jahre. An seiner Stelle steht ein Geschäftshaus, in dem später die Wichelhausbank residiert.

Der Fluss

Die Wupper ist der große Abwasserkanal der Stadt. Hier können die Färbereien ungeniert ihr ungeklärtes Brauchwasser entsorgen. So sprechen manche vom bunten Fluss, andere vom schwarzen Fluss, der auch gerne mal für Überschwemmungen sorgt. Im Jahre 1890 ist es besonders schlimm. Noch heute erinnert eine Hochwassermarkenlinie am alten Elberfelder Rathaus, heute ist dort das Von der Heydt-Museum, an die Jahrhundertflut. Lasker-Schüler bezeichnet das Wupperwasser gar als „eine Sauce für den Teufel“. *Die Wupper* heißt ihr erstes Theaterstück. 1909 wird das Drama veröffentlicht, allerdings erst zehn Jahre später in Berlin



Jankel Adler, Bärtiger Jude mit Mütze, um 1926. Foto: Von der Heydt-Museum

uraufgeführt. 1966, im neu eröffneten Schauspielhaus, wird *Die Wupper* endlich auch in ihrer Heimatstadt gespielt.

„Meine Wupper. Ich brachte wahrscheinlich mein Herz ins Fließen, als ich mein Schauspiel *Die Wupper* schrieb. Es war in der Nacht, ich schlief, ja ich schlief. Mein Gehirn war also nicht imstande, mich zu dirigieren, den Takt zu meiner kleinen Erdkugel zu schlagen. Ein Theaterstück muss ja immer eine Welt sein, ins Rollen zu kommen. Nicht um etwa auf die Bühne zu gelangen. Wer daran im Erschaffen auch nur heimlich denkt oder denken kann, der zimmert eine Welt, aber er erschafft sie nicht und – Geschicklichkeit ist keine Zauberei und zaubern heißt des Dichters – Handwerk.“

Die Schwebebahn

1898 wird mit dem Bau der Schwebebahn begonnen. 1903 kann die gesamte Strecke von Vohwinkel bis Oberbarmen befahren werden. Else Lasker-Schüler, wohnhaft in Berlin, würdigt dieses technische Highlight ihrer Heimat. Sie schreibt: „Ich bin verliebt in meine Stadt und bin stolz auf meine Schwebebahn, ein Eisengewinde, ein stahlharter Drachen, wendet und legt sich mit vielen Bahnhofsköpfen und sprühenden Augen über den schwarzgefärbten Fluss. Immer fliegt mit Tausendgetöse das Bahnschiff durch die Lüfte über das Wasser auf schweren Ringfüßen durch Elberfeld, weiter über Barmen.“

Die Landschaft

„Ich bin in Elberfeld an der Wupper, in der Stadt der Schieferdächer. Hohe Ziegelschornsteine steigen, rote Schlangen herrisch zur Höhe, ihr Hauch vergiftet die Luft. – Am Sonntag fuhren wir oft in die Umgegend von Elberfeld über die Ronsdorfer Chaussee; zu beiden Seiten herrliche, versunkene Wälder, rechts und links Täler von unsagbarem Glück und schwarzem Glühen.“

Wie erreicht man im ausgehenden 19. Jahrhundert diese landschaftlich reizvollen Außenbezirke, die die Dichterin beschreibt? Wie entkommt man dem Rauch unzähliger Schornsteine einer fortschreitenden Industrialisierung? Nun, damals wie heute ist man recht schnell zu Fuß im Grünen. Man braucht nur aus dem engen Tal den Nützenberg oder den Kiesberg zu erklimmen. Ansonsten nutzt man Pferd und Wagen. Will man von Elberfeld nach Barmen, fährt man mit der Pferdebahn, dem Vorläufer der Straßenbahn, die ab 1896 schrittweise eingeführt wird. 1891 wird die Eisenbahnstrecke Elberfeld-Cronenberg eröffnet. Else Lasker-Schüler liebt diese so kontrastreiche Gegend und die Menschen, die dort leben.

„Dem Wuppermenschen, der der Schornsteinballade entronnen zu sein glaubt, zeigt die Erinnerung immer wieder verzaubert die Heimat. Russwolken steigen, finstere Botschaften gespenstiger Drachen, auf zur Höhe. So oft spazierten meine Mutter und ich, Hand in Hand die Sadowastraße steil bergauf bis in die laubige Feier; die Bäume rauschten dann so froh und grün. Bevor wir aber in den Wald traten, schauten wir uns das bergische Panorama an.“

Auf Elses Spuren

Am 24. Juni 1943 versinkt ein großer Teil des alten Elberfelds in Schutt und Asche. Das Haus in der Herzogstraße 29 wird zerstört. Das Briller Viertel mit dem ehemaligen Wohnhaus der Familie Schüler bleibt unversehrt. „Wir wohnten am Fuße des Hügels. Steilauf ging's von dort in den Wald ...“.

Versuchen Sie es einmal: Starten Sie an Elses Wohnhaus in der Sadowastraße 7 und gehen Sie den Berg hoch. Sie landen am Waldrand. Dann weiter durch den Wald bis zum Weyerbuschturm von 1893. Jetzt links halten Richtung Kyffhäuserstraße und durch die Gartensiedlung. Von hier haben Sie einen guten Blick ins Tal und auf den Kiesberg. Diesen Weg noch einmal zu gehen, war der seit 1933 heimatlos gewordenen Else Lasker-Schüler nicht mehr möglich. Sie stirbt am 22. Januar 1945 in Jerusalem.

Nachgedruckt mit freundlicher Genehmigung aus: Else Lasker-Schüler, „Prinz Jussuf von Theben“ und die Avantgarde, Ausstellungskatalog, herausgegeben von Dr. Antje BIRTHÄLMER, Von der Heydt-Museum Wuppertal 2019.



Else Lasker-Schüler, Jussuf bewundert eine blaue Rose. Foto: Von der Heydt-Museum

Wuppertaler Gemeindegeschichte

Von Benno Reicher

Lange vor der Vereinigung der ehemals selbstständigen Städte Barmen, Elberfeld, Ronsdorf, Vohwinkel und Cronenberg zu Wuppertal schlossen sich die Elberfelder und Barmer Juden zu einem Zweckbündnis zusammen. Ausgangspunkt war die finanzielle Situation der beiden Gemeinden, die nicht in der Lage waren, alleine die Kosten für den jüdischen Lehrer und Kantor Jesaias Mayer, Absolvent des Lehrerseminars der Markshaindorf Stiftung in Münster, zu tragen. Der Vertrag vom 19.3.1846 „zwischen der Elberfeld-Barmer jüdischen Gemeinde ... und dem zum Lehrer und Prediger ernannten Jes. Mayer“ verpflichtete den neuen Angestellten, „den Gottesdienst nach der ihm vorgeschriebenen Art und Weise zu leiten ... den Kindern 15 Stunden Elementar-Unterricht zu erteilen ... außerdem ist denselben der Unterricht in Religion und der hebräischen Sprache ... zu erteilen.“

Im Kreis Elberfeld mit den Bürgermeistereien Elberfeld, Barmen, Cronenberg, Wülfrath und Langenberg lebten Mitte des 19. Jahrhunderts 382 Juden mit 64 schulpflichtigen Kindern. Dabei waren die jüdischen Gemeinden von Elberfeld und Barmen noch relativ jung. Als erster Jude hatte sich Isaak Meyer am 18.6.1694 in Elberfeld niedergelassen, die Bedingungen für seinen Aufenthalt waren aber äußerst hart. Am 21. Juni 1779 bestimmte der Kurfürst in einer neuen

Geleitkonzession: „Es dürfen in den Herzogtümern Jülich und Berg nicht mehr als 250 jüdische Haushaltungen sein. Der Wucher ist streng verboten. Es dürfen höchstens 6¼ % jährlich genommen werden. Arme und verdächtige Juden müssen sofort das Land verlassen. Bei Geburt und dem Tode eines Juden männlichen Geschlechts ist je ein Goldgulden zu zahlen. Schul- und andere Gemeindediener zahlen für ihr Patent 2 Reichstaler.“

Zusätzlich erschwerten die Zünfte mit ihrer wirtschaftspolitischen Machtstellung die Ansiedlung von Juden in der Stadt. Da halfen auch keine noch so bemerkenswerten Begründungen, wie die des jüdischen Kramhändlers, der die Elberfelder Stadtverwaltung um eine „Aufnahme-Erlaubnis“ ersuchte und schrieb, „dass die guten Bürger von Elberfeld wegen des schlechten Straßenpflasters mit Hühneraugen besonders geplagt würden, dass er aber im Schneiden des Leichdorns (Hühnerauge) Hervorragendes leiste. Im Falle seiner Zulassung, so bemerkte er noch, möge ihm ein kleiner Kramhandel nebenher gestattet werden.“

Doch der Bürgermeister antwortete, „seine Bemerkungen über Bürger und Pflaster dürften richtig sein, aber es gäbe hier vortreffliche Hühneraugen-Operateure, die eine weitere Konkurrenz nicht wünschten.“ Auf Betreiben der einflussreichen „Garnnahrung“, der Zunft der Bleicher, verbot der Herzog 1794 die Niederlassung von Juden in Elberfeld und Barmen.

Erst die französische Herrschaft über das Herzogtum Berg brachte 1806 wieder Juden nach Elberfeld und 1808 nach Barmen. 1816 lebten bereits 104 Juden in Elberfeld und 15 in Barmen. Den ersten Friedhof für die Elberfelder Juden erwarb ihr Gemeindevorsteher Joseph Meyer 1810 auf dem Engelnberg, heute Weißenburgstraße. 1813 mieteten die Juden von Elberfeld in einem Hinterhaus in der Herzogstraße Räumlichkeiten für ein Bethaus, das sie Jahrzehnte für ihre Gottesdienste nutzten.

Nach langanhaltenden innergemeindlichen Schwierigkeiten, die auch zur zeitweiligen Schließung des Bethauses in der Herzogstraße führten, konnte sich am 29.1.1852 die „Synagogen-Gemeinde Elberfeld-Barmen“ durch Beschluss der Gemeindestatuten formal konstituieren. Seit 1860 sammelten die Elberfeld-Barmer Juden Geld für den Bau einer Synagoge, die dann am 15.9.1865 in der Genügsamkeitsstraße eingeweiht werden konnte.

Ein Jahr später kam der junge Dr. Zacharios Auerbach aus Bonn als Rabbiner in die Gemeinde, die nun über 40 Jahre von einem Mitglied einer bedeutenden Rabbiner-Familie (Großvater und Urgroßvater von Zacharios) waren schon Rabbiner in Bonn gewesen) betreut wurde. Die Barmer Juden trennten sich 1894 von ihrer alten Synagogen-Gemeinschaft mit Elberfeld und bildeten am 3. April die Synagogen-Gemeinde Barmen.

Im selben Jahr heiratete Else Lasker-Schüler. Die in Elberfeld geborene Jüdin wurde eine berühmte Dichterin und verewigte ihre Heimatstadt in dem expressionistischen Schauspiel „Die Wupper“.

Die Barmer Juden bauten 1895/96 eine eigene Synagoge in der Scheurenstraße, die am 20.1.1897 von Rabbiner Dr. Carl Koch, der sein Amt seit dem 1.10.1894 in Barmen ausübte, eingeweiht werden konnte. Als seine Nachfolger kamen 1899 Dr. Victor Grabowski und 1930 Dr. Lothar Lubasch nach Barmen. Dem Elberfelder Rabbiner Auerbach folgte 1907 Dr. Joseph Norden.

Beide Gemeinden wuchsen mit der aufstrebenden Textilindustriestadt: 1925 lebten 721 Juden in Barmen und 2.335 in Elberfeld, das zu seinem Synagogen-Bereich auch Vohwinkel, Cronenberg, Neviges, Langenberg, Velbert, Lennep, Mettmann und Remscheid mit insgesamt ca. 2.800 Mitgliedern zählte. Seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts hatte sich



Der Elberfelder Rabbiner Dr. Joseph Norden
Foto: Begegnungsstätte Alte Synagoge



Die alte Synagoge in Elberfeld.
Foto: Begegnungsstätte Alte Synagoge

eine kleine orthodoxe Gemeinde mit einem eigenen Betraum in der Luisenstraße gebildet. Zu dieser Gemeinde gehörte auch die Familie Löwenthal aus Ronsdorf. Sie besaß einen Privatfriedhof in Lüttringhausen.

Eine kleine Gruppe von Juden aus Osteuropa hatte zunächst einen Betraum in der Hochstraße, später ebenfalls in der Luisenstraße, wo Rabbiner Moses Findling die Gottesdienste leitete. Er richtete in der Brillerstraße 32 eine Talmud-Tora-Schule ein. Ab 1928 gab Gustav Sussmann das „Jüdische Gemeindeblatt für das Bergische Land. Mitteilungsblatt der Synagogengemeinde Elberfeld“ zweimal im Monat heraus.

Am 7. März 1933, wenige Wochen nach dem Beginn der Nazi-Herrschaft, ermordeten SA-Leute den jüdischen Sozialdemokraten Oswald Laufer auf offener Straße. Der Schriftsteller Paul Zech verarbeitete diesen Mord in seinem im argentinischen Exil entstandenen Roman „Deutschland, dein Tänzer ist der Tod“. Die Nazis schändeten und zerstörten in der Nacht zum 10. 11. 1938 beide Wuppertaler Synagogen, einen Tag später auch die Friedhofshalle auf dem Jüdischen Friedhof in Barmen. Die Räume der orthodoxen Gemeinde in der Luisenstraße wurden „nur“ demoliert, ihre Kultgegenstände konnten vorher gerettet und auf dem Friedhof am Weinberg versteckt werden. Drei Torarollen gelangten unter abenteuerlichen Umständen nach Israel.

Ab 1941 deportierten die Nazis Wuppertaler Juden in die Ghettos und Vernichtungslager, wo über 1.000 Juden der Stadt ermordet wurden.



Die Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal.

Foto: Andrea Hold-Ferneck

www.alte-synagoge-wuppertal.de In der Genügsamkeitsstraße in Elberfeld ist heute dort, wo bis zur Zerstörung im November 1938 das Bethaus der Jüdischen Gemeinde stand, eine „Begegnungsstätte“ mit Museum, Bibliothek und Gedenkstätte. Im Außenbereich, unter grauen Granitsteinen, liegen noch Reste der alten Fundamente. Die architektonische Gestaltung mit zehn Apfelbäumen und einem künstlichen Wasserlauf markiert einen „unbetretbaren Ort“.

Im 1994 eröffneten Haus betreut die Leiterin, Dr. Ulrike Schrader, mit ihrem Team die Dauerausstellung „Tora und Textilien. Jüdisches Leben in Wuppertal, in Berg und Mark“, organisiert Veranstaltungen und pädagogische Programme. Besonders interessant für auswärtige Besucher: Stadtführungen zu jüdisch-historischen Themen und Friedhofsführungen.

Unbedingt nennenswert sind auch einige Publikationen von Ulrike Schrader: Lieder der Synagoge Elberfeld, Nachdruck von 1910, Wuppertal 2020 und Goldschmidt Cohn und Mandelbaum, Jüdische Orte im Bergischen Land, Wuppertal 2012.

Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal, Genügsamkeitsstraße, 42105 Wuppertal, Telefon 0202 5632843, info@alte-synagoge-wuppertal.de bere.

Jüdische Kultusgemeinde Wuppertal



Die neue Synagoge in Wuppertal.

Seit 18 Jahren hat die auf über 2.000 Mitglieder angewachsene Gemeinde im Wuppertaler Stadtteil Barmen eine neue und schöne Synagoge. Die Einweihung war im Dezember 2002. Mit dabei waren damals der frühere israelische Staatspräsident Moshe Katzav und Bundespräsident Johannes Rau, ein Wuppertaler mit engen Beziehungen zu Jüdischen Gemeinden und zu Israel.

Unter dem Dach der Kultusgemeinde arbeiten ein Studentenverband und ein Frauenverein. Der Sportverein „Hakoach“ macht Angebote für Erwachsene und Jugendliche, ebenso die Tanzgruppe „Tikwatejnu“ und der Chor „Masel tov“. Eine Mikwe befindet sich ebenfalls im neuen Gemeindezentrum. *bere.*

Jüdische Kultusgemeinde Wuppertal, Gemarker Straße 15, 42275 Wuppertal, Telefon 0202 371183.

Um die Interessen der Shoa-Überlebenden besser vertreten zu können, gründeten Juden aller vier Besatzungszonen nach dem Krieg einen zentralen Verband: Am 19. Juli 1950 riefen sie in Frankfurt am Main den Zentralrat der Juden in Deutschland ins Leben.

Hauptaufgabe des Zentralrats ist die Interessenvertretung der Jüdischen Gemeinschaft gegenüber der Politik. Daher ist der Verband in ständigem Kontakt mit der Regierung und den Bundestagsfraktionen außer der AfD sowie mit Institutionen wie der Kultusministerkonferenz und der Bundeswehr, wo in Kürze Militärabbiner ihren Dienst aufnehmen werden.

Rede des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster, beim Festakt zum 70-jährigen Bestehen des Zentralrats am 15. September 2020 in Berlin

Als sich am 19. Juli 1950 eine Gruppe jüdischer Repräsentanten aus ganz Deutschland in Frankfurt am Main traf, um den Zentralrat der Juden zu gründen, ging es vermutlich nicht sehr feierlich zu. Die Gründungsmitglieder fanden sich in einer privaten Wohnung ein und saßen, so heißt es, an wackeligen Tischen.

Heute, 70 Jahre später, ist es angebracht, sich die damalige Szenerie vor Augen zu führen: In Städten, die im Krieg zerstört worden waren, beschlossen Juden, deren Leben und Familien zerstört worden waren, im Land der Täter eine jüdische Dachorganisation für ganz Deutschland zu gründen.

Das Kaddisch von Ravel, das Daniel Hope gleich spielen wird, und auch unser neuer Film, den Sie nach meiner Rede sehen werden, geben die damalige Stimmungslage gut wieder. An dieser Stelle möchte ich den Musikern Isidoro Abramowicz und Daniel Hope sowie der Filmemacherin Friederike Hirschmann herzlich danken!

Respekt

Auch angesichts der vielen Wiedergründungen jüdischer Gemeinden nach dem Krieg frage ich mich heute noch: Woher nahmen die Menschen damals den Mut und den Optimismus, wieder von vorne anzufangen? Bis heute verdient diese jüdische Pioniergeneration unsere tiefe Anerkennung und unseren Respekt. Sie legte das Samenkorn, ohne das es heute kein jüdisches Leben in Deutschland gäbe.

Das Samenkorn für den Zentralrat der Juden legten sie allerdings nicht in der Erwartung, dass wir heute unser 70-jähriges Bestehen feiern. Es war keine auf

Seit 2003 unterstützt die Bundesregierung den Zentralrat der Juden auch finanziell, derzeit mit 13 Millionen Euro jährlich. Der Zentralrat unterhält die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg und das Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland. Ferner fördert er eine Reihe von Einrichtungen: die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, die Jüdische Studierendenunion und die Wochenzeitung „Jüdische Allgemeine“. Außerdem unterstützt der Zentralrat der Juden das Rabbinerseminar zu Berlin und das Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam.

Mit Programmen für Familien sowie der jährlichen Jewrovision, dem Gemeinde-

tag und dem Kulturprogramm stärkt der Zentralrat der Juden die Gemeinden. Hinzu kommt die „Jüdische Akademie“, mit deren Bau 2021 in Frankfurt/M. begonnen wird. Daneben fördert der Zentralrat der Juden mit mehreren Projekten Begegnungen. Engagement für die jüdische Gemeinschaft zeichnet der Zentralrat der Juden mit dem Leo-Baeck-Preis aus. Mit dem Paul-Spiegel-Preis werden Menschen gewürdigt, die Zivilcourage gezeigt haben.

Unter dem Dach des Zentralrats der Juden in Deutschland sind 23 Landesverbände mit 105 Gemeinden organisiert. Ihnen gehören rund 96.000 Mitglieder an.

Dauer angelegte Institution. Vielmehr ging es darum, den in Deutschland gestrandeten Juden weiterhin bei der Ausreise zu helfen und – solange Juden in Deutschland lebten – ihre Interessen möglichst gut zu vertreten.

Obwohl die langfristige Perspektive fehlte, müssen wir festhalten: Die Gründerinnen und Gründer der Jüdischen Gemeinden und des Zentralrats der Juden gaben Deutschland einen riesigen Vertrauensvorschuss. Beide deutschen Staaten, die sich 1949 neu gründeten, waren auf allen politischen Ebenen, in den Behörden, in der Justiz, in den Schulen und Universitäten durchsetzt mit Tätern, mit Menschen,

die kurz zuvor noch Träger des nationalsozialistischen Unrechtsregimes gewesen waren.

Centrum Judaicum

Doch gerade jene deutschen Juden, die ab 1945 in ihre alte Heimat zurückkehrten, fühlten sich noch immer in diesem Land verwurzelt. Deshalb waren sie bereit, den Vertrauensvorschuss zu geben.

Wie fest verankert das Judentum in Deutschland vor dem Holocaust gewesen ist, können Sie an diesem Ort hier nachvollziehen. Die Sockel der Säulen zwischen den Stuhlreihen sowie die Run-



Präsident Dr. Josef Schuster

Foto: Zentralrat der Juden

dung der Bima hinter Ihnen verdeutlichen, wie groß die Synagoge hier in der Oranienburger Straße war. Die weithin strahlende gold-blaue Kuppel versinnbildlichte den Stolz des jüdischen Bürgertums von Berlin. Geblieben ist allerdings nur ein ganz kleiner Teil des ehemaligen Gebäudes – heute Sitz der Verwaltung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und des Centrum Judaicum.

Es ist zugleich sehr viel Phantasie nötig, um sich die einstige Größe vorzustellen. Und so steht dieser Platz hier eben auch für das, was verloren gegangen ist. Wer die Zerstörung von damals vor Augen hat, wird dem früheren Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zustimmen, der rückblickend über die Gründung des Zentralrats der Juden sagte:

Vertrauen erschüttert

„Dem jüdischen Leben nach den grauenvollen Verbrechen der Nationalsozialisten wieder eine Heimat in Deutschland zu verschaffen – 1950 muss dies eine völlige Utopie gewesen sein“. Das Vertrauen, das die Juden in Deutschland gesetzt hatten, wurde im Laufe der Jahrzehnte und bis heute leider immer wieder erschüttert. Ich will nur kurz ein paar Ereignisse in Erinnerung rufen:

1959 wurde die Kölner Synagoge nur drei Monate nach ihrer Wiedereröffnung von Rechtsextremisten mit antisemitischen Schmierereien geschändet. Es folgte eine Welle ähnlicher Vorfälle in ganz Deutschland. Bei einem Brandanschlag 1970 auf das jüdische Altersheim in München kamen sieben Menschen ums Leben. Die Täter wurden nie ermittelt.

1980 erschoss ein Rechtsextremist den jüdischen Verleger Shlomo Lewin und dessen Lebensgefährtin in Erlangen. Zwei Jahre später starb ein 14 Monate altes Mädchen an seinen Verletzungen nach einem Anschlag auf ein israelisches Restaurant in Berlin. 1994 stand die Lübecker Synagoge nach einem rechtsextremen Brandanschlag in Flammen.

Im Jahr 2000 kam es zum Bombenanschlag in Düsseldorf-Wehrhahn, bei dem zehn Menschen verletzt wurden. Kurze Zeit später warfen zwei muslimische Männer Molotow-Cocktails auf die Synagoge in Düsseldorf.

2012 wurde Rabbiner Daniel Alter in Berlin auf der Straße angegriffen und schwer verletzt. Und schließlich vor fast einem Jahr, am 9. Oktober 2019, der Anschlag auf die Synagoge in Halle, bei dem nur sehr knapp ein Blutbad verhindert wurde, jedoch zwei Menschen ums Leben kamen.

In seiner Rede zum 50-jährigen Bestehen des Zentralrats stellte der damalige Präsident Paul Spiegel sel. A. nüchtern fest:

„Die Liebe der Juden zu Deutschland hat sich auf Dauer eben nur als eine einseitige Liebe herausgestellt.“ Paul Spiegel bezog seine Aussage auf die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und die Schoa.

Festvortrag

Heute müssen wir fragen: Handelt es sich noch immer um eine einseitige Liebe? Ich würde trotz allem sagen: Nein. Die Zuneigung der jüdischen Gemeinschaft zu ihrer Heimat Deutschland ist keine Einbahnstraße. Die Mehrheit der Bevölkerung steht hinter uns. Ebenso die etablierten Parteien.

Und ganz besonders möchte ich das seit Jahren herausragende Engagement der Bundeskanzlerin hervorheben. Es ist uns eine Ehre und große Freude, sehr geehrte Frau Merkel, dass Sie heute den Festvortrag halten!

Doch insgesamt könnte die Liebe – um Paul Spiegels Worte noch einmal aufzugreifen – zu uns Juden größer sein. Oder zumindest der Respekt. Daran fehlt es immer häufiger. In die jüdische Gemeinschaft hat sich daher ein Unbehagen eingeschlichen. Es ist ein Unbehagen, das dazu führt, den Davidstern an der Halskette ab und zu lieber unterm Pullover verschwinden zu lassen. Ein Unbehagen, weshalb die Mutter ihrem Sohn rät, das Israel-T-Shirt nicht in die Schule anzuziehen.

Ein Unbehagen, dass jemanden an Jom Kippur zur Arbeit gehen lässt, anstatt dort um einen freien Tag zu bitten und sich damit als Jude zu outen. Neben den schlimmen antisemitischen Vorfällen sind es die kleinen Ausgrenzungen, die viele Juden regelmäßig erleben, die uns Sorgen machen. Leise stellt sich die Frage, wie sicher wir in diesem Land noch leben können. Denn auch die offiziellen Zahlen sind nicht ermutigend. Im vergangenen Jahr registrierte die Polizei mehr als 2.000 antisemitische Straftaten. Das war eine Rekordzahl in den vergangenen 20 Jahren.

Judenstern Missbrauch

Und in diesem Jahr wird die Statistik nicht viel besser aussehen. Denn die Corona-Krise wirkt in dieser Hinsicht wie ein Katalysator. Im Internet kursieren die wirrsten Verschwörungsmymen, die die Juden als Verursacher des Virus sehen. Die kruden Vorstellungen spiegeln sich schließlich in unsäglicher Symbolik auf den Corona-Demos wider:

Wegen der Auflagen stilisieren sich Demonstranten als Anne Frank. Sie sehen sich als Verfolgte und heften sich den gelben „Judenstern“ der Nazi-Zeit ans Revers. Ich kenne einige alte Menschen,

die diesen Stern damals tragen mussten. Menschen, die Jahre im Versteck ausharren mussten. Menschen, die nur knapp überlebt haben. Es sind übrigens Menschen, die die Corona-Auflagen tapfer hinnehmen und keinen Grund sehen, sich darüber zu beschweren. Ich wäre froh, wenn sie diese widerliche Instrumentalisierung ihrer Schicksale auf den Demonstrationen gar nicht mitbekommen würden!

Was zeigen uns diese Auswirkungen der Corona-Krise? Die Verschwörungsmymen und die gelben Sterne? Sie zeigen uns, dass 75 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs eine Sensibilität gegenüber den NS-Opfern und ein Verständnis der damaligen Situation fehlen. Letztlich wird auch deutlich: Das Gedankengut der Nazis ist noch immer nicht verschwunden. Antisemitische Vorurteile werden – ob bewusst oder unbewusst – über Generationen weitergegeben. Sie finden sich heute in vielen Milieus und unterschiedlichen Formen in unserer Gesellschaft wieder. Stets schwingt mit, dass Juden als etwas gesehen werden, das nicht dazu gehört. Diese Vorurteile werden heutzutage besonders gern auf Israel übertragen bzw. muss Israel dafür herhalten, diese Vorurteile weiter zu pflegen.

Shoa-Überlebende

Als Zentralrat der Juden betrachten wir es als unsere Aufgabe, diesen Antisemitismus auch als solchen zu benennen, egal, wo er auftaucht: ob in Schulbüchern, in Theaterstücken, in Reden von Politikern oder Werken eines Wissenschaftlers. Die seit Wochen laufende Antisemitismus-Debatte möchte ich heute nicht vertiefen. Ich möchte jedoch an die Wortführer appellieren, einen Gang zurückzuschalten. Ihre Zwischenrufe werden nicht nur von anderen Intellektuellen wahrgenommen, sondern sie sickern über die sozialen Medien in Kreise, die sich dann in ihrer Ablehnung Israels und letztlich in ihrem Antisemitismus bestätigt fühlen.

Und anstatt noch mehr Kraft in diese Debatte zu stecken, sollten mehr Gedanken darauf verwendet werden, wie wir Antisemitismus, Rechtsextremismus und Rassismus tatsächlich nachhaltig bekämpfen können. Nach der Mord-Serie des NSU, dem Mord an Walter Lübcke, den Anschlägen von Halle und Hanau sowie den rechtsextremistischen Vorfällen in Bundeswehr und Polizei brauchen wir wahrlich keine Beweise mehr, dass es gesellschaftliche Missstände gibt in diesem Land.

Und da wir in diesem Jahr auch den 75. Jahrestag der Befreiung begehen, möchte ich an dieser Stelle Shoa-Überlebende selbst zu Wort kommen lassen. Im Jahr

2009 veröffentlichten die damaligen Präsidenten der Internationalen Häftlingskomitees der deutschen Konzentrationslager einen Text, den sie uns allen als Vermächtnis hinterlassen haben. Darin heißt es:

Neue Synagogen

„Nach unserer Befreiung schworen wir, eine neue Welt des Friedens und der Freiheit aufzubauen: Wir haben uns engagiert, um eine Wiederkehr dieser unvergleichlichen Verbrechen zu verhindern.

Gerade deshalb schmerzt und empört es uns sehr, heute feststellen zu müssen: Die Welt hat zu wenig aus unserer Geschichte gelernt. Die letzten Augenzeugen wenden sich an Deutschland. Wir bitten die jungen Menschen, unseren Kampf gegen die Nazi-Ideologie und für eine gerechte, friedliche und tolerante Welt fortzuführen“.

In einem toleranten und gerechten Land möchten wir alle leben. Dafür müssen wir gemeinsam etwas tun. Heute, 70 Jahre nach der Gründung des Zentralrats der Juden, blickt die jüdische Gemeinschaft

trotz allem auch mit einem gewissen Stolz auf die vergangenen Jahrzehnte zurück. Allein in jüngster Zeit haben wir in Düsseldorf, München und Frankfurt jüdische Schulen eröffnet bzw. erweitert. In Konstanz, Koblenz und Dessau wurden und werden neue Synagogen gebaut.

Heute, 75 Jahre nach der Shoa, ist die jüdische Gemeinschaft erneut bereit, Deutschland, unserem Zuhause, einen Vertrauensvorschuss zu geben.

Es ist in unser aller Interesse, dass dieses Vertrauen nicht enttäuscht wird!

Rede von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel beim Festakt zum 70. Jubiläum des Zentralrats der Juden in Deutschland am 15. September 2020 in Berlin

Charlotte Knobloch schrieb vor wenigen Wochen in einem Namensartikel: „Als am 19. Juli 1950 Vertreter des jüdischen Lebens aus ganz Deutschland zusammenkamen, um gemeinsam einen neuen Zentralrat zu gründen, da schien es unvorstellbar, dass es noch 70 Jahre später einmal Gratulationen zum Jubiläum geben würde.“

Doch genau dazu sind wir heute hier zusammengekommen. 70 Jahre Zentralrat der Juden in Deutschland – zu diesem Jubiläum gratuliere ich deshalb, auch im Namen der Bundesregierung, von ganzem Herzen.

Mit diesem stolzen Jubiläum konnte im Gründungsjahr 1950 tatsächlich niemand rechnen. Denn viele derer, die den von Deutschland begangenen Zivilisations-

bruch der Schoa mit knapper Not überlebt hatten, konnten sich keine Zukunft in Deutschland vorstellen – in dem Land, das mit dem Zivilisationsbruch der Schoa unendliches Leid über sie und ihre Lieben gebracht hatte. Der Zentralrat sollte ihnen daher bei der Auswanderung aus Deutschland helfen und war als Provisorium gedacht.

Umso glücklicher dürfen wir uns schätzen, dass es anders kam und aus dem anfänglichen Provisorium seit nunmehr sieben Jahrzehnten eine fest verankerte Institution und bedeutende Stimme in unserem Land geworden ist. Vertreten haben diese bedeutende Stimme seit 1950 insgesamt acht Vorsitzende beziehungsweise Präsidenten: Heinz Galinski, Herbert Lewin, Werner Nachmann, Ignatz

Bubis, Paul Spiegel, Charlotte Knobloch, Dieter Graumann; und seit 2014 führen Sie, lieber Herr Präsident Schuster, den Zentralrat der Juden im siebten Jahrzehnt seines Bestehens.

Vertrauensvorschuss

Aber noch einmal – es kann gar nicht oft genug gesagt werden – 70 Jahre Zentralrat der Juden in Deutschland waren alles andere als selbstverständlich. Vor 70 Jahren erschien es völlig abwegig, darauf zu hoffen, dass Juden in Deutschland einen Neuanfang wagen und hier wieder ein Zuhause finden könnten.

Möglich wurde das ausschließlich mit dem von Ihnen, sehr geehrter Herr Präsident Schuster, angesprochenen „riesigen Vertrauensvorschuss“. Ich bewundere die Kraft, die jüdische Menschen in Deutschland nach dem Ende der Shoa für genau diesen „riesigen Vertrauensvorschuss“ aufbrachten, mit dem sie Deutschland die Chance gaben, ein Zuhause für sie zu werden. Es hätte wahrlich auch anders kommen können.

Dieser Ort hier, an dem wir heute sind, zeugt von dem unwiederbringlichen Verlust durch den Zivilisationsbruch der Shoa – für das Judentum, für unser Land und für Europa. Wo heute nur einige Säulen an den Toraschrein erinnern, stand einst das größte jüdische Gotteshaus Deutschlands. Die Synagoge Oranienburger Straße war nicht nur ein religiöser, sondern auch ein kultureller und geistiger Mittelpunkt Berlins. Albert Einstein etwa trat hier in einem Konzert 1930 als Violinist auf.

Rabbiner und Rabbinerinnen

Doch zugleich zeugt dieser Ort davon, wie im Bewusstsein der immerwährenden Verantwortung Deutschlands für das im Nationalsozialismus begangene Mensch-



Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel

Foto: Zentralrat der Juden

heitsverbrechen eine gute Zukunft gestaltet werden kann. So konnte auch jüdisches Leben in Deutschland wieder wachsen und blühen; und so konnte auch die Jüdische Gemeinde Berlin mit dem Centrum Judaicum hier im Herzen der Bundeshauptstadt wieder ein Mittelpunkt jüdischen Lebens werden.

Heute ist die jüdische Gemeinschaft in Deutschland die drittgrößte in Europa. Rabbiner – und inzwischen auch Rabbinerinnen – werden hierzulande ausgebildet und ordiniert. Neue Synagogen, jüdische Kindergärten und Schulen sind entstanden. Weitere folgen. Es wird in der Bundeswehr auch eine jüdische Militärseelsorge geben.

Angesichts all dessen kann ich Präsident Schuster nur zustimmen, dass die jüdische Gemeinschaft stolz darauf sein kann, was sie im Vertrauen auf sich selbst und im Vertrauen in unser Land aufgebaut und geleistet hat – sowohl in den ersten 40 Jahren des Bestehens des Zentralrats in der alten Bundesrepublik Deutschland als auch in den darauf folgenden 30 Jahren nach dem Ende des Kalten Kriegs und der Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990.

Auch diese welthistorische Umwälzung vor 30 Jahren wurde – nach einer friedlichen Revolution in der DDR und dem Fall der Berliner Mauer – am Ende nur möglich, weil unserem Land einmal mehr das zugesprochen wurde, was Sie, Herr Präsident Schuster, schon für die Gründung des Zentralrats der Juden als maßgebend herausgestellt haben: Vertrauen. Geschenkt wurde es uns Deutschen von unseren Nachbarn und Partnern in Europa und Amerika, schließlich verankert im 2+4-Vertrag.

Staatsvertrag

Mit dem Ende des Kalten Kriegs veränderte sich auch für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland viel. Mit den Jüdinnen und Juden, die aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen, wuchsen die jüdischen Gemeinden hierzulande stark an. So kam die Integration der Zuwanderer als neue und große Aufgabe zu den bisherigen Aufgaben für den Zentralrat hinzu. Diese Integration der Zuwanderer können wir – bei allen Schwierigkeiten, die es natürlich auch gab – heute doch als gelungen erachten.

Das ist nur ein Grund von vielen, warum der Zentralrat seit seiner Gründung ein wichtiger Partner jeder Bundesregierung ist. In besonderer Weise zeigt sich dies im Staatsvertrag von 2003, der unser gemeinsames Verständnis dokumentiert, dass jüdisches Leben ein konstitutiver

Teil Deutschlands ist. Das geht weit über die Pflege jüdischen Lebens und Kulturguts hinaus und ist für unser aller Zusammenleben in unserem Land von unschätzbare Bedeutung.

Heinz Galinski war überzeugt: „Demokratie kann man keiner Gesellschaft aufzwingen, sie ist auch kein Geschenk, das man ein für allemal in Besitz nehmen kann. Sie muss täglich neu erkämpft und verteidigt werden.“ Genau das tut auch der Zentralrat – zum Beispiel, indem er Juden, Christen, Muslime und Atheisten zusammenbringt und so den Zusammenhalt unserer freien, pluralen, demokratischen Gesellschaft stärkt.

Antisemitismus

Jüdische Bürgerinnen und Bürger haben unserer Gesellschaft über Jahrhunderte hinweg vieles gegeben und sie mitgeprägt. 2021 feiern wir 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Ich freue mich sehr auf dieses Jubiläum und hoffe, dass viele Menschen in unserem Land mit Freude an diesem Festjahr teilhaben werden.

Ja, wir dürfen uns über ein blühendes jüdisches Leben freuen. Doch das ist nur ein Teil der heutigen Lebenswirklichkeit. Dass sich viele Jüdinnen und Juden in unserem Land nicht sicher und nicht respektiert fühlen, das ist der andere Teil der heutigen Lebenswirklichkeit – und er macht mir große Sorgen. Es ist eine Schande und beschämt mich zutiefst, wie sich Rassismus und Antisemitismus in unserem Land in diesen Zeiten äußern. Es stimmt: Rassismus und Antisemitismus waren nie verschwunden. Doch seit geraumer Zeit treten sie sichtbarer und enthemmter auf. Beleidigungen, Drohungen oder Verschwörungstheorien richten sich offen gegen jüdische Bürgerinnen und Bürger. In den sozialen Medien trafen viele Äußerungen geradezu vor Hass und Hetze. Dazu dürfen wir niemals schweigen. Wir wissen, wie schnell Worte zu Taten werden können, wie allein der Anschlag auf die Synagoge in Halle an Jom Kippur im letzten Jahr in besonders schrecklicher Weise gezeigt hat.

Antisemitismus ist ein Angriff auf Menschen, ein Angriff auf die Menschlichkeit, auf das Menschsein an sich, richtet er sich doch gegen die Würde des einzelnen Menschen. Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit muss entschieden bekämpft werden. Erziehung, Bildung und Wissensvermittlung, die Bereitschaft und Fähigkeit zum Dialog zu fördern – das ist und bleibt die wichtigste Vorbeugung dagegen; es ist und bleibt die wichtigste Vorbeugung gegen Vorurteile, Rassismus und Antisemitismus.

Sicherheit

Doch wo Bildung und Aufklärung nicht ausreichen, da ist der Rechtsstaat mit der ganzen Konsequenz unseres Strafrechts gefordert. Auch das muss ganz klar sein. Es ist deshalb wichtig, dass wir unmittelbar nach dem Anschlag von Halle neue und umfassende Maßnahmen zur Bekämpfung von Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus eingeleitet haben. Es ist wichtig, dass wir jüdische Gemeinden dabei unterstützen, die Sicherheit ihrer Einrichtungen zu verbessern. Es ist wichtig, dass Betreiber sozialer Netzwerke dem Bundeskriminalamt rechtswidrige Inhalte melden müssen.

Natürlich setzen wir auch weiter und verstärkt auf Prävention. Das ist auch einer der vielen Schwerpunkte der Arbeit des Beauftragten für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, Felix Klein, und auch des im März eingesetzten Kabinettsausschusses zur Bekämpfung von Rechtsextremismus und Rassismus.

Bei alledem wünsche ich mir, dass wir uns für das nächste Jahrzehnt eine Hoffnung von Paul Spiegel zu eigen machen, die er 2005 in seiner Rede zur Erinnerung an die Pogromnacht im November 1938 mit den folgenden Worten zum Ausdruck brachte: „[...] dass sich die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft immer wieder dankbar bewusst macht, wie viel Glück den Deutschen in den vergangenen 60 Jahren zuteilwurde. Diese Dankbarkeit ist die beste Grundlage für die Bereitschaft, die Erinnerung an das Unfassbare wachzuhalten; aber auch für ein von Toleranz und Weltoffenheit geprägtes gesellschaftliches Miteinander.“ Dieser Satz ist von zeitloser Gültigkeit und Bedeutung nicht nur als politische Daueraufgabe, sondern als gesellschaftliche Querschnittsaufgabe.

Dabei ist der Zentralrat der Juden in Deutschland kritischer Wächter und Mahner, kompetenter Anwalt jüdischer Anliegen und verlässlicher Partner in Politik und Gesellschaft. Ich möchte es in einem Satz zusammenfassen: Der Zentralrat der Juden in Deutschland hat sich in den sieben Jahrzehnten seines Bestehens um unser Land verdient gemacht – für die jüdischen Gemeinden und für ein gutes Miteinander aller Menschen in Deutschland. Dafür danke ich Ihnen von Herzen. Zugleich verbinde ich meinen Dank mit dem Wunsch einer weiterhin vertrauensvollen Zusammenarbeit.

Herzlichen Glückwunsch zu 70 Jahren Zentralrat der Juden in Deutschland, alles erdenklich Gute für das nächste Jahrzehnt und herzlichen Dank.

Schüler Gedenken

Neue Stolpersteine im fränkischen Bad Brückenau

Von Stefan W. Römmelt

BAD BRÜCKENAU: Es war ein besonders emotionaler Tag für Zentralratspräsident Josef Schuster. Anlässlich der dritten Verlegung von Stolpersteinen in Bad Brückenau durch den Künstler Gunter Demnig war Schuster in die nordbayerische Heimat seiner Vorfahren gekommen.

„Wie einige von Ihnen wissen, hat meine Familie bis zur Shoa hier in Bad Brückenau gelebt, wo mein Großvater unweit des heutigen Verlegungsortes Unterhainstraße 25 das Central Hotel geführt hat. Mein seliger Vater David Schuster wurde in der Ludwigstraße 4 geboren.“ So erklärte Schuster, warum er an diesem Vormittag an der Zeremonie in der fränkischen Kleinstadt, rund 80 Kilometer von Würzburg entfernt, teilnahm.

Schuster erinnerte dann an die auf den Stolpersteinen genannten jüdischen Bad Brückenauer, die dem NS-Regime zum Opfer fielen: Max, Sybilla und Ludwig Goldschmidt, Paula Spier, Bernhard Frank, Theodor und Regina Vandewart. Die Lebensgeschichten der ehemaligen Bad Brückenauer endeten tragisch: in Fort IX außerhalb Rigas, im Vernichtungslager Majdanek oder an unbekanntem Ort. „So ist das Andenken an die sieben Bad Brückenauer Bürger auch ein besonders emotionaler Tag für mich, denn in Bad Brückenau sind auch meine, meiner Kinder und meiner Enkel Wurzeln“, sagte Schuster.

Central Hotel

Diese Wurzeln waren in der NS-Zeit vorübergehend gekappt: In einem 2010 veröffentlichten Sammelband über David Schuster schreibt der Würzburger Historiker und Journalist Roland Flade über die Umstände der Emigration der Familie Schuster nach Palästina: „Die Gestapo wollte Julius Schuster und seinen Sohn durch ständigen Druck und durch grausame Behandlung so weit bringen, dass sie ihren Brückenauer Besitz, vor allem das Central Hotel, für einen geringen Betrag verkauften.“

Nachdem sich Vater und Sohn lange dem Druck der Nationalsozialisten widersetzt hatten, gelang es ihnen, in die Verkaufsverträge die Klausel aufnehmen zu lassen, dass der Verkauf erst nach der Auswanderung der Familie gültig würde. Laut Flade bemerkte David Schuster später: „Das Hotel hat uns das Leben gerettet.“ Die Entlassung aus dem KZ Buchenwald am

Abend des 16. Dezember 1938 habe sein Vater immer als seinen zweiten Geburtstag bezeichnet, erzählt Schuster.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kümmerten sich die Schusters, die nach Palästina emigriert waren, um die Rückerstattung ihres Bad Brückenauer Besitzes. Da das Eigentum in der Rhön von Israel aus nur schwer zu verwalten war, kehrte David Schuster 1956 nach Deutschland zurück und holte seine Frau Anita und den damals zweijährigen, 1954 in Haifa geborenen Sohn Josef nach. Der Rest ist eine Geschichte – in Würzburg, Bayern und Deutschland.

Ein Herzensprojekt

Eine Erfolgsgeschichte sind auch die Stolpersteine, befindet der heutige Zentralratspräsident. „So ist mit Ihrem großen Engagement und vielen hilfreichen Paten in der Bevölkerung und in Zusammenarbeit mit Gunter Demnig dieses großartige und zugleich berührende Projekt zustande gekommen, das mir sehr am Herzen liegt. Nicht zuletzt deshalb, weil junge Menschen es angestoßen haben“, lobte Schuster das Engagement des Bad Brückenauer Arbeitskreises Stolpersteine und der zahlreich vertretenen Jugendlichen. Das Gedenken gewinne in einer Zeit, in der es nur noch wenige Überlebende der Shoa gibt, die berichten können, was ihnen, ihren Familien und den

Juden Europas geschehen ist, noch mehr an Bedeutung.

Der Arbeitskreis ist aus einem von Dirk Hönerlage, Geschichtslehrer am örtlichen Franz-Miltenberger-Gymnasium, geleiteten Projektseminar *Jüdisches Leben in Brückenau* hervorgegangen. Hönerlage dankte sichtlich erfreut „den Bürgern, die sich mit der so wichtigen Erinnerungskultur identifizieren und sie mittragen und durch ihre Anwesenheit würdigen – zivilgesellschaftliches Engagement, das gegen das Gift des Hasses und des Antisemitismus zu Felde zieht“.

Erinnerungskultur

An der Verlegung der Stolpersteine, des „größten dezentralen Mahnmals der Welt“, wie sie in der Broschüre *Jüdisches Leben in Brückenau* bezeichnet werden, nahmen auch der Erste Bürgermeister der Stadt Bad Brückenau, Jochen Vogel, und der Bad Kissinger Landrat Thomas Bold teil. Die Erinnerungskultur sei für die Gegenwart besonders bedeutsam, betonten beide. „Es liegt an uns allen, dass die Geschichte präsent bleibt und wir ein Augenmerk darauf haben, damit so etwas nie wieder geschehen kann“, sagte Vogel. Landrat Bold wies auf die lange Tradition der jüdischen Gemeinden im Landkreis Bad Kissingen hin, die dessen Geschichte über viele Jahrhunderte geprägt haben. „Ich finde es toll, dass die Abiturienten



Stolpersteinverlegung mit: (v. links) Landrat Thomas Bold, Bürgermeister Jochen Vogel, Dr. Josef Schuster und dem Künstler Gunter Demnig.

Foto: Stefan W. Römmelt

das Thema im Seminar zur Studien- und Berufsorientierung aufgegriffen haben“, lobte Bold. „Tragen wir alle dazu bei, dass diese schrecklichen Ereignisse der 30er- und 40er-Jahre sich nicht wiederholen!“ „Künftig werden Spaziergänger, Alte und Junge, Schulkinder und Geschäftsleute an diesen kleinen goldfarbenen Stolpersteinen vorübergehen und die Inschriften mit Geburtsdaten und – soweit bekannt – Todesdaten und den Namen der Ermordeten ihrer ehemaligen Nachbarn lesen“, sagte Schuster. Um diese wenigen Daten eines ganzen Lebens überhaupt lesen zu können, müssten sie sich hinunterbeugen. „Wer das tut, zollt mit dieser Verbeugung den ehemaligen Bad Brückenauern Respekt und ihrem Andenken Ehre. Gemessen an der Zahl der sechs Millionen ermordeten Juden in Europa gibt es noch viele Gedenksteine zu verlegen. Aber ich freue mich über jeden Stolperstein, der zu ihrem Andenken verlegt worden ist und verlegt werden wird.“

Würzburger DenkOrt

Schuster verwies in diesem Zusammenhang auf ein anderes, ebenfalls dezentrales Mahnmahl – den jüngst eröffneten Würzburger DenkOrt Deportationen (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 18. September). „Vor dem Hauptbahnhof sollen in absehbarer Zeit einmal 109 Gepäckstücke stehen, eines für jeden Ort in Mainfranken, aus dem Juden deportiert wurden. Hunderte Gepäckstücke, übereinandergeworfen, Koffer, Bündel, Taschen, herrenlos zurückgelassen, während ihre Besitzer verjagt, verschleppt und in den Tod deportiert worden sind.“

MÜNCHEN: Bei einer Gedenkveranstaltung im Münchner Stadtteil Milbertshofen-Am Hart haben Kardinal Reinhard Marx und der Evangelisch-Lutherische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm an die erste Deportation von Münchner Juden am 20. November 1941 erinnert. „Das Schweigen, die Teilnahmslosigkeit, das Wegschauen der Bevölkerung und auch der Kirchen sind von heute aus gesehen beschämend und unverzeihlich“, so der Erzbischof. „Ohne Zweifel müssen wir sagen: Auch die Kirchen, voran die Bischöfe, sind durch Schweigen schuldig geworden.“

Landesbischof Bedford-Strohm sagte: „Voller Scham müssen wir heute feststellen, dass die Kirchenleitungen nicht bereit waren, sich dieser Deportation offiziell entgegen zu stellen und dagegen politisch aktiv zu werden.“ Zu der Gedenkveranstaltung hatten die Gemeinschaft Sant’



Das Central Hotel in Bad Brückenau um 1930 mit Hotel-Mitarbeitern. Großvater Julius Schuster oben rechts und Vater David Schuster unten rechts. Foto: Konrad Weigelt

Von den 109 Städten, Dörfern und Gemeinden Unterfrankens mit jüdischen Gemeinden vor 1939 hätten bislang 55 ihre Teilnahme zugesagt. »Die Heimatstadt meiner Großeltern, Bad Brückenau, ist bisher leider noch nicht dabei«, sagte Schuster und fragte, an Bürgermeister Jochen Vogel gewandt: „Wäre dieser Tag, lieber Herr Vogel, geeignet, darüber nachzudenken, ob Bad Brückenau nicht auch zu den 109 unterfränkischen Orten gehören sollte, die auf diese Weise ihrer ehemaligen Bürgerinnen und Bürger gedenken?“

Bürgermeister Vogel erklärte jetzt auf Nachfrage von JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, er habe noch vor Ort mit Stadt-

ratskollegen über eine Bad Brückenauer Beteiligung gesprochen und alle hätten positiv reagiert. „Wir haben in der Stadtratssitzung vom 17. September einen entsprechenden Antrag eingebracht“, so Vogel, „und er wurde einstimmig beschlossen.“

In ihrem Beschluss erklären die politischen Vertreter von Bad Brückenau: „Der Stadtrat begrüßt die Beteiligung am Projekt DenkOrt Aumühle. Es ist wichtig, dass die dunkle Vergangenheit nicht in Vergessenheit gerät und auch in Verbindung mit den Stolpersteinen präsent bleibt. Zur Umsetzung des Projektes soll die Jugend mit einbezogen werden, auch in Zusammenarbeit mit den Schulen.“

Schweigen der Kirchen

Egidio und die Israelitische Kultusgemeinde eingeladen. Neben Kardinal Marx und Bischof Bedford-Strohm sprachen auch Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und weitere Vertreter von Sant’Egidio und der Stadt München.

Bedford-Strohm sagte, ihn habe das Wort eines amerikanischen Theologen erschreckt, der mit Blick auf die Shoa gesagt hatte: „Nicht alle Christen waren Mörder, aber alle Mörder waren Christen.“ Diese Erkenntnis ermahne heute alle, „mutig zu bekennen und auszusprechen, wo Unrecht geschieht“ und gegen Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit aufzustehen. Es gelte, den heutigen Antisemitismus wahrzunehmen und zu bekämpfen. Der Landesbischof rief dazu auf, „klar zu widersprechen, wenn versteckte oder offene rechtsradikale Auffassungen heute wieder salonfähig gemacht werden sollen“. Marx unterstrich: „Der Weg bis zum 20.

November 1941 war ja von vielen Seiten, auch von Christen, bereitet durch Hetze und entwürdigendes Verhalten gegenüber den jüdischen Mitbürgern. Das darf sich nie mehr wiederholen. Und deshalb gilt: Christen und Juden werden sich nie mehr gegeneinanderstellen. Gerade in Zeiten eines neuen Antisemitismus müssen und werden wir dieses Zeugnis des Miteinanders setzen.“

Veranstaltungsort des Gedenkens war der Vorplatz des Gymnasiums München-Nord, in dessen Nähe sich das damalige sogenannte Judenlager Milbertshofen befand. In den frühen Morgenstunden des 20. Novembers 1941 fuhr vom Güterbahnhof Milbertshofen der erste Deportationszug nach Osteuropa mit 1.000 Juden, darunter 130 Kinder und Jugendliche. Wenige Tage später wurden die Menschen erschossen. Damit jährt sich die Deportation der ersten größeren Gruppe von Juden aus München zum 79. Mal.

Synagogen-Sicherheit

MÜNCHEN: Innenminister Joachim Herrmann will den Schutz jüdischer Einrichtungen in Bayern weiter verstärken: „In Folge des Anschlags von Halle haben Staatsregierung und Landtag bereits ein deutliches Signal gesetzt und acht Millionen Euro zur Verbesserung des Schutzes jüdischer Einrichtungen zur Verfügung gestellt. Auch bei der Aufstellung des kommenden Haushalts 2021 werde ich mich dafür einsetzen, das Schutzniveau weiter zu erhöhen und die Mittel um weitere drei Millionen Euro aufzustocken.“

Herrmann betonte anlässlich des 9. November, dass der Schutz der jüdischen Mitbürger für die Bayerische Staatsregierung von herausragender Bedeutung sei. „Wir haben aktuell außerdem alle bayerischen Polizeipräsidien noch einmal hinsichtlich einer erneuten Überprüfung der Schutzmaßnahmen sensibilisiert, auch wenn wir derzeit keine Anzeichen dafür haben, dass sich der jüngste Terrorakt in Wien unmittelbar gegen die Synagoge richtete.“

Seit Jahren verfolge Bayern, so Herrmann, einen bewährten und ganzheitlichen Ansatz, um jüdische Einrichtungen und jüdische Mitbürger vor menschenverachtenden Übergriffen zu schützen. „Dazu



Innenminister Joachim Herrmann

gehören polizeiliche Schutzmaßnahmen, deren Art und Intensität wir fortlaufend auf Basis einer Gefährdungsbewertung neu bewerten und gegebenenfalls anpassen.“ Zum Schutz der jüdischen Bevölkerung in Bayern werden an jüdischen Einrichtungen, beispielsweise an den Israelitischen Kultusgemeinden, Synagogen und Schulen, Kindergärten, Kulturzentren, Museen, Seniorenheimen sowie am israelischen Handels- und Verkehrsbüro, aber auch an jüdischen Friedhöfen und Übergangwohnheimen polizeiliche Schutzmaßnahmen durchgeführt.

Sie reichen von der Bestreifung der Objekte zu unregelmäßigen Zeiten als ein-

fachste Maßnahme bis hin zum Standposten durch Polizeibeamte. So schützen solche Standposten beispielsweise die Israelitischen Kultusgemeinden in München und Nürnberg während der Gebetszeiten und bei öffentlichkeitswirksamen Veranstaltungen.

Herrmann: „Zu unserem bewährten Konzept gehört es aber auch, fortwährend im Kontakt mit den jüdischen Gemeinden zu stehen und gegenseitige Informationen auszutauschen. Wir achten hierbei sehr darauf, dass die Kontakte unmittelbar zwischen den Gemeinden und den zuständigen Polizeidienststellen stattfinden, um so das gegenseitige Kennenlernen zu forcieren, Vertrauen zu stärken und bestmögliche Lösungen unter Berücksichtigung örtlicher Besonderheiten zu finden.“ Darüber hinaus finden regelmäßige Beratungsleistungen sowohl zur technischen wie auch verhaltensorientierten Prävention statt.

Bereits 2015 stellte die Bayerische Staatsregierung insgesamt 13 Millionen Euro für Baumaßnahmen und technische Sicherungsmaßnahmen an jüdischen Einrichtungen zur Verfügung. Zusammen mit den aktuell acht Millionen Euro sind das bislang 21 Millionen Euro in fünf Jahren.

Begegnung Christen Juden

NEUENDETTLSAU: Der Verein zur Förderung des christlich-jüdischen Gesprächs in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (BCJ.Bayern) hat auf der Mitgliederversammlung 2020 turnusgemäß den Vorstand gewählt. Erstmals in der Geschichte des Vereins sind mehr Frauen als Männer im siebenköpfigen Vorstand. Die beiden Vorsitzenden Dr. Johannes Wachowski und Dr. Franziska Grieser-Birmmeyer wurden im Amt bestätigt.

Die Mitgliederversammlung war als Begegnung mit der jüdischen Gemeinde in Regensburg geplant. Schließlich wurde sie digital durchgeführt. Erstmals haben die Frauen die Mehrheit im Vorstand: Diplom-Religionspädagogin Doris Dollinger und Pfarrerin Hannah von Schroeders wurden als neue Beisitzerinnen gewählt. Pfarrerin Katharina Bach-Fischer und die beiden Vorsitzenden, Dr. Franziska Grieser-Birmmeyer und Dr. Johannes Wachowski wurden im Amt bestätigt. Prof. Dr. Wolfgang Kraus wurde als Vorsitzender der Theologischen Arbeitsgemeinschaft und Pfarrer Hanns-Martin Krahnert als Schatzmeister wiedergewählt.

In der Geschäftsstelle von BCJ.Bayern gab es zum 1. Oktober 2020 einen Wechsel: Michael Rummel ist ins Vikariat ge-

wechselt, übernommen hat Barbara Groß BTh aus Wien. Johannes Wachowski ist in vielfacher Hinsicht im christlich-jüdischen Dialog verankert, u.a. ist er Absolvent des Programms „Studium in Israel“ und hat als Assistent der Studienleitung eine Gruppe Studierender in Jerusalem ein Jahr lang betreut. Er ist auch Mitarbeiter des Mischnaprojektes von Dr. Michael Krupp.

Franziska Grieser-Birmmeyer hat Evangelische Religionslehre und Englisch studiert. Sie ist seit 2012 Prädikantin der ELKB. Im Jahr 2011 wurde sie erstmalig in den Vorstand gewählt; dort verantwortete sie zunächst das JUNGE FORUM, derzeit liegt ihr Schwerpunkt auf der Koordination des BCJ Bayern-Studienpreises. Grieser-Birmmeyer ist als Studienreferendarin in Nürnberg tätig.

Der Verein setzt sich ein für die Begegnung von Menschen, die der christlichen und der jüdischen Tradition angehören. Er war maßgeblich beteiligt bei der Erklärung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zum Verhältnis von Christen und Juden und bei der Erweiterung der Kirchenverfassung um einen expliziten Bezug der Kirche zum Judentum. Er betreibt theologische Grundlagenarbeit und setzt sich ein gegen Antisemitismus

und für einen respektvollen Umgang von nicht-jüdischen mit jüdischen Menschen in Deutschland.

Uri Siegel

Im Alter von 97 Jahren verstarb im Juni in München der Rechtsanwalt Uri Siegel. Der Neffe des früheren FC-Bayern-Präsidenten Kurt Landauer war von 1971 bis 1990 Geschäftsführer des Landesverbandes Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern. „Sein Tod stimmt mich traurig“, erklärt LV-Präsident Dr. Josef Schuster, „wir haben einen alten Freund und einen juristischen Experten verloren“.

In München geboren, konnte seine Familie noch 1934 mit dem Zwölfjährigen nach Palästina auswandern. Von 1944 bis 1946 war er Mitglied der Jewish Brigade der Britischen Armee. 1956 kehrte er nach München zurück, wo er in die Fußstapfen seines Vaters trat und bis ins hohe Alter als Rechtsanwalt arbeitete. Als Spezialist für Fragen der Wiedergutmachung wurde er bald ein gefragter Ratgeber für seine jüdischen Mandanten. *bere*

Amberg

Rosch Haschana und Jom Kippur

Ma Nischtana Rosch Haschana Hase Mikol Haschanim – Wie war dieses Rosch Haschana anders als alle Neujahrsfeste? Unser Kantor aus Israel, Akiva Rosenblum konnte dieses Jahr nicht kommen. Stattdessen konnten wir von dem Rabbinerseminar in Berlin Benjamin Santos gewinnen. Er war ein würdiger Vertreter, betete Schacharit und machte die Kriat Hatora. Das Abendgebet und Mussaf wurden von Rabbiner Dray vorgebetet. Dieses Jahr hatten wir wegen der Covid-19-Pandemie alle Gebete in den Garten der Gemeinde verlegt. Für den Kiddusch konnten die Gemeindemitglieder wählen, ob sie am ersten oder zweiten Abend kommen wollten. Es wurde darauf geachtet, dass jeder einen separaten Teller bekam und der Mindestabstand eingehalten wurde. Jeweils 40 angemeldete Gemeindemitglieder konnten auf diese Weise gemeinsam feiern. Für Jom Kippur hatten wir ein Minjan für alle Gebete. Im Anschluss gab es zum Fastenbrechen belegte Brote mit Hering und Lachs.



Sukkot

Sukkot kamen viele Gemeindemitglieder in die Sukka. Wir hatten für die ersten Tage sehr schönes Wetter. Wegen Corona hatten wir uns entschieden, die Sukka dieses Jahr zu vergrößern, um den Mindestabstand einhalten zu können. Es wurden für die verschiedenen Mahlzeiten Gemeindemitglieder eingeladen. An dieser Stelle gilt unser herzlicher Dank für das Mahl Almira Sultanov und Inna Kalanjenko.

Hausbesuche und Tafellieferung

Frau Aleschko und Rabbiner Dray machen jetzt wieder vermehrt Hausbesuche bei Gemeindemitgliedern. Ferner liefert Familie Aleschko jede Woche Lebensmittel von der Tafel an ältere Gemeindemitglieder.

Augsburg

Gesichter der Gemeinde Alexander Mazo, Präsident

Über Alexander Mazo zu schreiben ist relativ schwierig. Trotz seiner Kontaktfreudigkeit und Gesprächskompetenz ist er ein verschlossener Mensch und spricht nicht gerne über sich.

A. E. Mazo ist am 7. 10. 1955 in Taschkent geboren. Sein Vater war Arzt und seine Mutter Lehrerin für englische Sprache. Großmutter und Großvater väterlicherseits stammen aus Mahiljou (Weißrussland), mütterlicherseits aus Odessa. Der Großvater mütterlicherseits war Rabbiner. In Taschkent beendete A. Mazo seine Schule und nach dem Wehrdienst in der Sowjetischen Armee in Sewastopol, auch sein Studium an der juristischen Fakultät der Staatlichen Universität Taschkent. Dort arbeitete er in im öffentlichen Dienst, in juristischen Abteilungen unterschiedlicher Unternehmen und danach in einer Anwaltskammer. 2003 emigrierte er mit seiner Familie nach Deutschland. Seitdem lebt A. Mazo in Augsburg, ist verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder und drei Enkel. Die Tochter lebt mit ihrer Familie in den USA.

Vor 15 Jahren, 2005, „auf den Ruf des Volkes“, wie der Jubilar es selbst erzählt, wurde der nur wenigen Menschen bekannte 50-jährige Jurist zum Vorstand der Gemeinde gewählt. Bis heute wird die Gemeinde ohne Unterbrechung von A. Mazo geleitet. Doch er bekam ein schweres Erbe. Zu dieser Zeit herrschte ein bereits zehnjähriger Streit um die gleichberechtigte Beteiligung am Leben der Gemeinde unter neu angekommenen Immigranten des postsowjetischen Raums. In den letz-



Alexander Mazo

ten zehn vorangegangenen Jahren, unter, milde ausgedrückt, nicht kompetenter Führung und ständig wechselnden Vorständen, ging die Gemeinde durch chaotische Umstände und Finanzstreitigkeiten den Bach hinunter. A. Mazo war so mutig und fing an, die Ordnung in erster Linie in der Finanzsphäre zu schaffen. Dazu nahm er zu „Knebelbedingungen“ ein Kredit über 300.000 Euro auf, welcher innerhalb von zehn Jahren getilgt wurde. Parallel wurden neue Strukturen geschaffen, die die Verwendung von Gemeindemitteln sowie die Berechtigung dieser Ausgaben kontrollieren sollen. Auch wurden Dokumente entwickelt, die das Gemeindeleben unter modernen Bedingungen regulieren. Insbesondere geht es um eine neue Satzung im Jahr 2009. Auch der öffentliche Ruf der Gemeinde wurde wiederhergestellt, so dass zwei sehr wichtige Projekte für die Gemeinde angeschoben werden konnten: Der neue Friedhof und eine große Sanierung des Gemeindekomplexes.

A. Mazo ist ein guter und hartnäckiger Gesprächspartner, der sich sicher zum beabsichtigten Ziel bewegt. Es muss erwähnt werden, dass sieben Jahre schwieriger Gespräche nötig waren, damit die Stadt kostenlos und auf ewige Nutzung der Gemeinde ein Grundstück für einen neuen Friedhof zuteilt. Dieser ist entsprechend ausgestattet, von drei orthodoxen Rabbinern geweiht und am 1. Juli 2020 im Betrieb genommen worden. Die Mittel für den Bau eines neuen Tahara-Hauses sind ebenfalls bereits organisiert.

Sie werden fragen: „Alles nur über Geschäfte! Wo ist denn aber das Porträt oder zumindest der Umriss?“ Wie der Jubilar es selber sagt: „Die Geschäfte sagen alles aus.“ In den letzten zwei Jahren ist bei A. Mazo die Neigung zum Schreiben entstanden, zum Schreiben eben dieser „Umrisse zu Porträts“, welche bereits eine Anzahl von über zehn erreicht hat.

Dazu erklärt er: „Ich würde mich nicht dazu entschließen, ein ganzes Porträt zu verfassen, weil die Vielseitigkeit und die Vielfältigkeit eines Menschen eines größeren Formates erfordert als ein Zeitungsartikel.“

Und zum Gemeindeleben sagt Mazo: „In Bezug auf die Gemeinde, Gottesdienste, aktive Teilnahme am religiösen Leben – alles, was auf den Glauben unserer Vorfäter basiert – sind wir hier völlig desorientiert angekommen. Ich persönlich habe Glück, denn ich treffe im Leben sehr viele intelligente und überaus würdige Menschen. Meine berufliche Tätigkeit hat mich einiges gelehrt: eine Frage zu studieren, grenzenlose Geduld aufzubrin-

gen, Kompetenz, einem Menschen zuzuhören, das Problem verstehen. Das alles hilft mir ohne Zweifel auch jetzt. Heute, als Präsident der Kultusgemeinde, pflege ich in erster Linie einen respektvollen Umgang mit den Gesetzen des Judentums, sowie Ehrlichkeit in Bezug auf die Menschen, die mit ihren Sorgen zu mir kommen.“

Wenn man Menschen im Umfeld von A. Mazo befragt, dann erhält man respektvolle Antworten. „Immer freundlich, liebenswürdig, gerecht, pflegt einen respektvollen Umgang zu Menschen, hat die Fähigkeit, Zugang zu unterschiedlichen Menschen zu finden, kann sich gut in die andere Person hineinversetzen, versucht sie immer zu verstehen und ist immer bereit zu helfen, seine Hand ist für andere immer ausgestreckt.“

Viele Gemeindemitglieder wenden sich an ihn mit vielfältigen Fragen und die nötige Hilfe verweigert er nach Möglichkeit nicht. Gleichzeitig hält er aber den Abstand. Er trinkt fast keinen Alkohol, weil er immer „am Steuer“ ist. Er hat einen analytischen Verstand, schaut immer nach vorne, analysiert die Situation und erst dann trifft er die Entscheidung. Wie ein guter Schachspieler berechnet er mehrere Alternativen.

Über ihre Familie spricht das Ehepaar fast nicht, aber seine treue und hingebungsvolle Gattin Rosa Mazo erzählt: „Wir waren ab der vierten Klasse in der gleichen Schule, haben uns gekannt, aber waren nicht miteinander befreundet. Die Freundschaft entstand in der neunten Klasse, also kennen wir uns bereits seit 50 Jahren. Geheiratet haben wir aber erst 1977, als Sascha aus der Armee zurückkam. Zusammen waren wir auch an der Universität.“

Wir hatten komplett unterschiedliche Familien. Ich komme aus einer traditionellen östlichen patriarchalischen Familie, war die Siebte und die Kleinste von den Kindern. Wir waren vier Schwestern und drei Brüder. Er wurde in einer weltlichen, intelligenten jüdischen Familie erzogen. Seine Charaktereigenschaften: Selbstbeherrschung, Schweigsamkeit, Strenge, sein frommer Wunsch, alles ganz genau zu wissen und zu erforschen, all das hat er geerbt von seinem Vater Efim Mihailovich, einem in Taschkent bekannten Orthopäden. Er liebt Musik, Poesie, Philosophie. Den Humor hat er von seiner Mutter Sima Abovna. Er hatte eine wundervolle Mutter. Meine Eltern sind auf ihre eigene Weise orthodox, er ist aus einer unterschiedlichen Familie. Uns alle zu vereinen, wurde aber nur durch ihn möglich. Er hat ein sehr tiefes Verständnis für Traditionen.“

Alexander Mazo ist ein sehr guter Organisator, er erfasst schnell eine neue Idee

und wenn diese ihm gefällt, kann er sie auch rasch umsetzen. In kurzer Zeit eignete er sich die deutsche Sprache auf einem guten Level an, sodass er in allen Instanzen ohne einen Dolmetscher auftreten kann. Das ist einer der vielen Gründe, warum er den Respekt anderer verdient. Er pflegt eine gute Zusammenarbeit mit der Stadt Augsburg, der Regierung von Schwaben und dem Freistaat Bayern.

Im April 2007 wurde A. Mazo in das Präsidium des Bayerischen Landesverbandes gewählt, im Mai 2011 zum Vertreter des Landesverbandes im Direktorium des Zentralrates der Juden. Wir gratulieren Alexander Mazo ganz herzlich zu seinem 65-jährigen Jubiläum und zu seiner 15-jährigen Amtszeit als Präsident der Kultusgemeinde. Wir wünschen ihm eine gute Gesundheit und weiterhin viel Erfolg bei seiner Arbeit für die Gemeinde. Und allen Gemeindemitgliedern wünsche ich in dieser schwierigen Zeit in erster Linie Gesundheit und ein sicheres Überstehen der Corona-Epidemie.

Isaak Urbach

Hochzeit von Ludmila Gorobets

Wir gratulieren herzlich Ludmila Gorobets und Jonathan Schai zu ihrer jüdischen Hochzeit. Wir wünschen den beiden viel Glück und Segen und viel Liebe. MAZAL TOW!

Ludmila ist Lehrerin für die Sportveranstaltungen in unserer Gemeinde und hat uns auch bei Sommercamps sehr aktiv unterstützt. Jonathan ist Israeli, der in Deutschland viele jüdische Programme und Events organisiert. Die Chuppa fand am 3. September 2020 statt.



Die Braut trug ein weißes Kleid und ihr Gesicht war mit einem Schleier verhüllt. Beide, Braut und Bräutigam, traten unter eine verzierte Chuppa aus Samt, die von vier Stangen gehalten wurde. Zunächst erfolgte die Heiligung (Kidduschin) und die Angelobung (Erussin). Der Rabbiner sprach den Segen über einen mit Wein gefüllten Becher, aus dem beide Brautleute tranken. Dann steckte der Bräutigam der Braut einen Ring an den Zeigefinger der rechten Hand und sprach: „Durch diesen Ring seiest Du mir angelobt entsprechend dem Gesetz von Moses und Israel.“ Am Ende der Zeremonie zertrat der Bräutigam das Weinglas. Die Hochzeitsgäste wünschten dem Paar viel Glück.

Das Leben von Ludmila war vor der Hochzeit sehr eng mit dem Leben in unserer Gemeinde verbunden und wir hoffen und wünschen ihr nach der Chuppa, die jüdische Tradition besser zu verstehen und auch einzuhalten. Im Namen des Vorstandes unserer Gemeinde wünsche ich dem neuvermählten Paar viel Glück und ein koscheres jüdisches Haus. *Inna Tarasjuk*

Be Jachad

Wir versammelten uns jeden Monat vor dem Lockdown und haben über religiöse Themen geredet und Vorträge von interessanten Referenten gehört. Jede Begegnung begann mit Geburtstagsgrüßen. Die Pandemie hat alles verändert, aber wir vergessen unsere Frauen nicht, wir telefonieren miteinander, manchmal treffen wir uns auf der Straße unter Einhaltung der Hygieneregeln.

Der August war reich an Geburtstagen. August ist ein Monat der Löwen und unser Vorstand des Frauenvereins schlug vor, ein Löwen-Fest zu organisieren. Wir haben eine Genehmigung bekommen, uns im Klub Mischpacha zu treffen und uns miteinander zu unterhalten. Die Geburtstagskinder saßen an den Tischen mit Geschenken und mit Kuchen. Eugenia Schulman hat sehr schöne Geburtstagskarten mit Grüßen auf Hebräisch und Russisch für uns geschrieben. Wir erzählten Geschichten, lachten, trugen Gedichte über Frauen und für Frauen vor, mit den Ratschlägen, wie man sich lieben und schätzen soll. Unser sehr warmherziges Treffen verflog zu schnell. Der Vorstand des Frauenvereins will weitere Begegnungen planen. *Rita Kwascha*

Der Vorstand des Frauenvereins organisierte auch einen Ausflug in den Botanischen Garten. Wir spazierten durch Alleen und bestaunten die Rosensträucher und Lotosblüten in den kleinen Teichen. Ein Teil der Gruppe ging in den Japanischen Garten, ein Teil in den Pavillon mit

tropischen Pflanzen. Als wir an einem hohen flaumigen Baum (Ginkgo Biloba) vorbeigingen, erzählte Inga Mokschanina eine Geschichte von Goethe über diesen Baum. Unsere Tanzgruppe war auch dabei und tanzte israelische Tänze in der Rosenlaube.

Im Internet gibt es ein Programm des Kulturzentrums „Digital Kultur“. Die Ersteller dieses Programms geben uns die Möglichkeit, die Konzerte und kulturelle Veranstaltungen sowie Ausstellungen zu besuchen. Michail Alexandrovitsch ist ein Sänger und Kantor, der 11 Jahre in München lebte. Wir kennen ihn als wunderbaren Sänger, aber als Kantor gibt es sehr wenig Informationen dazu. Auf einem Video bekommen wir eine Vorstellung von Alexandrovitsch als Kantor.

In der Rubrik „Berühmte Juden. Denkwürdiges Ereignis“ sind folgende Personen und Künstler dargestellt: Der Komponist George Gershwin und seine bekannten Werke, Isaak Babel, seine Biographie, Eddie Rosner, ein deutsch-russischer Jazzbandleader, Trompeter und Geiger, Sasha Chorny, ein russischer Dichter mit Gedichten. Die Rubrik „Musik und Gesundheit“ von Marjan Abramovitsch und Olga Abdissa ist sehr interessant. Die Autoren sagen uns, dass die Musik uns auch heilt.

Gelij Krejmerman leitet die Rubrik „Jüdische Elegie“ über den deutschen Dichter mit jüdischer Herkunft. Das Duo „Nefesch“ mit Marjan Abramovitsch und Olga Abdissa treten in zwei Rubriken „Jüdische Musik und jüdische Lieder“ auf. Und zum Abschluss kommen zwei Videos mit der graphischen Kunst von Oleg Ajzman. Irina Katz ist die Betreuerin von diesem wundervollen Digitalprojekt und hat die ganze Folge gestaltet. Der Link zur Kulturveranstaltung: www.ikg-augsburg.com/digital.kulturzentrum/ Vladimir Lein

Bamberg

Manchmal sind auch Apothekerzeitungen guter Stoff für spirituelle Gedanken. So habe ich auf einer Webseite einer Apotheke gelesen, das sogenannte Tapes, die Sportlern an neuralgischen Gelenken, Armen und Beinen aufgeklebt werden, wahre Wunderwerke an Beweglichkeit bewirken. „Bunte Klebestreifen unterstützen Sportler“, so der Tenor der Webseite, würden die Tapes doch trotz Narben durch Unfälle eine Art Mikromassage ermöglichen, um das schmerzhafteste Körperteil zu neuen Bewegungen anzuregen. Manche Sportler tragen diese Tapes nur

während der sportlichen Aktivität, aber es gebe auch Sportler, die sie immer tragen würden, solange die Hygiene es zulasse.

Das ist interessant. Wir kennen im Judentum nämlich noch eine andere Art „Tapes“. Ja, ich spreche unsere Tefillin an. Wir tragen sie beim Morgengebet am Werktag und wir fühlen uns regelrecht bewaffnet mit den Riemen an unserem Arm, so gegen alle möglichen Bösartigkeiten wie Judenfeindlichkeiten, aber auch innerhalb unserer Aktivitäten der Kehilla auskommen zu können. Und manche tragen sie auch den ganzen Tag, sogar ich manchmal, wenn ich mir die Zeit dazu nehmen kann.

Die Tefillin sind tatsächlich wie eine Waffe, aber unsere Tefillin sind anders und noch viel wirkungsvoller. Sie bedrohen niemanden, wie eine Pistole in den falschen Händen, sondern sie schützen uns in den widrigsten Umständen. So wie unsere Sefer Tora waren sie immer schon das noch kleinere Heiligtum unseres Volkes, unser letztes Refugium, egal welche Bedrohungen uns widerfuhren. Das dürfen wir nie vergessen, was uns unser Land gibt und wem wir dafür zu danken haben, jederzeit.

Zum Beispiel unseren Jungs, die von unseren Feinden in unserer spirituellen Heimat Israel gefangen genommen wurden. Ihnen gilt unser Mitgefühl, unser Gebet, unsere Hoffnung, dass sie gesund an Leib und Seele zu ihren Eltern und zu uns zurückkehren mögen, so wie jede jiddische Mutter hofft, dass ihr Kind heil zurückkommen möge.

Mögen unsere Tefillin, unsere medizinischen Tapes, eine Bande bilden zwischen uns und unseren Jungs, die zurück nach Israel kommen sollen. N.N.

Kino-Café „Guten Abend“

Der Anteil der über 65-jährigen Gemeindeglieder nimmt von Jahr zu Jahr zu, in der Mehrheit Zuwanderer. Sie bilden

eine wichtige Säule für das Gemeindeleben, in dem sie die Gemeinde mit ihrem ehrenamtlichen Engagement bereichern. In unserer Gemeinde gibt es einen aktiven Seniorenclub, die Tanzgruppe Freylax, einen Chor, eine Selbsthilfegruppe, die Bibliothek und einen Treffpunkt für Holocaustüberlebende.

Tatsache ist, dass die meisten der älteren Gemeindeglieder Sozialhilfeempfänger sind und nicht gut deutsch sprechen. Aus diesen Gründen können sie nicht in vollem Umfang am kulturellen und sozialen Leben der Stadt teilnehmen. Daher besteht für ältere Menschen die Gefahr, in eine isolierte Lebenssituation zu geraten.

Der erste Vorsitzende Martin Arie Rudolph, der Vorstand und die Gemeindeglieder sind immer sehr aufmerksam um die Bedürfnisse und Probleme der älteren Menschen bemüht. Auf Initiative von Marina Glasunova wird in der Gemeinde schon seit anderthalb Jahren das Kino-Café „Guten Abend“ organisiert. Vor allem werden Filme zur Vorführung ausgewählt, in denen jüdische Themen präsent sind oder auf den Romanen jüdischer Schriftsteller basieren.

Der erste Film in unseren Kino-Café war ein Film nach dem Werk des Schriftstellers Sholem Aleichem, „Tevye-Milchmann“, in dem über das schwierige Schicksal eines armen Juden, eines Tora-Gelehrten, der von einem guten Leben seiner Töchtern träumt, erzählt wird.

Ein weiterer Kinofilm nach dem Roman von Sholem Aleichem war das Melodrama „Wandelnde Sterne“. Um die Stimmung zu verbessern, baten ältere Leute Marina Glasunova, öfter Musik- und Komödienfilme zu zeigen. Mit großer Freude schaute sich das Publikum die Filme „Sohn einer anderen Frau“, der in Israel gedreht wurde, „Das Rätsel von Kalman“ und „Es wäre schön, Gewicht zu verlieren“ an. Das Kino-Café, als neues Angebot in der sozialen Arbeit der Gemeinde wird von älteren Gemeindegliedern sehr positiv bewertet.

Swetlana Geysman/M.-A.Rudolph



Kino-Café „Guten Abend“ der Gemeinde Bamberg

Libérale Gemeinde Mischkan ha-Tfila

Noch dauern die Corona-Beschränkungen an, aber wir sind dankbar, dass wir wieder gemeinsam Gottesdienste in unserem Betsaal feiern dürfen. Zwar wurde unsere Gemeinde-Wochenzeitung „Wort zum Schabbat“ während der Zeit der Synagogenschließung sehr gut angenommen, das Gemeindegebet konnte sie jedoch nicht ersetzen. Denn auch das tatsächliche Beisammensein trägt seinen Teil zu unserer Gesundheit und zu unserem Wohlbefinden mit bei.

Seit Ende Mai 2020 finden nun wieder regelmäßig Gottesdienste im Betsaal des Mischkan ha-Tfila statt, freilich unter strenger Beachtung der Corona-bedingten Auflagen. Beter und Vorbeter tragen während der gesamten Zeit ihre Mund-Nasen-Bedeckung; der gemeinsame Kiddusch entfällt. Trotz dieser Einschränkungen nehmen mehr Gemeindeglieder als vor dem Lockdown am Gottesdienst teil, und fast immer sind alle der ausgewiesenen Sitzplätze besetzt. Es ist spürbar, wie kostbar das Gemeindegebet für die Menschen geworden ist; etwas, das zuvor selbstverständlich war, hat jetzt einen ganz neuen Stellenwert erhalten.

Die Hohen Feiertage haben der Gemeinde einiges an Organisation und Kreativität abverlangt, aber es ist gelungen, alle Festtagsgottesdienste in würdiger Atmosphäre durchzuführen. Das Schofar wurde, bei zum Glück angenehmem Wetter, draußen im Hof geblasen. Es war eine echte Herausforderung, die Gottesdienste zu Rosch Haschana und Jom Kippur unter beständigem Tragen der Schutzmaske zu leiten; aber auch unseren Gemeindegliedern gebührt ein Jischar Koach dafür, dass sie sich zu allen Gottesdiensten (und nicht nur zu den Feiertagen) an das Tragen ihrer Maske und an die Hygiene- und Abstandsregeln halten.

Der erste Tag Sukkot brachte als Novum einen Schacharit mit Kindergottesdienst zum Laubhüttenfest; so wurden auch unsere Jüngsten im Vorschul- und Grundschulalter aktiv mit eingebunden und beteiligten sich eifrig. Hernach erkundeten wir gemeinsam, was man alles in einer Sukka machen kann, auch mit Hilfe von „Sadies Sukka-Frühstück“, einem der Bücher aus dem PJ-Library-Projekt, das noch rechtzeitig vor den Feiertagen an die jungen Familien versendet wurde.

Zu Simchat Tora gab es anstelle eines regulären Kidduschs in der Gemeinde für jeden Teilnehmer am Gottesdienst ein eigenes, liebevoll eingepacktes Präsent mit selbstgebackenen Nuss-

Schnecken zum Mitnehmen von Annelese Schwierz, der Frau unseres ersten Vorsitzenden. Wir danken ihr ganz herzlich für diese wundervolle Idee.

Pünktlich zum Jahresbeginn 5781 erschien die überarbeitete Neuauflage des Büchleins „Jüdisches Bamberg – Ein Gang durch die Stadt“, das auf 110 Seiten nicht nur durch die Stadt, sondern gleichzeitig auch durch über 900 Jahre jüdische Stadtgeschichte Bambergs führt. Herausgegeben wurde es von Rabbinerin Yael Deusel und Prof. Ortwin Beisbart; etliche der zahlreichen Fotos im Buch stammen von Rudolf Daniel, dem leider inzwischen verstorbenen Mit-Herausgeber der ersten Auflage. Als Beitrag zur Stadtgeschichte wurde das Buch von den beiden Herausgebern nach Simchat Tora offiziell Bürgermeister Glüsenkamp überreicht.

Es wird sicherlich noch lange Zeit dauern, bis wieder ein normales Gemeindeleben möglich sein wird. Noch wissen wir nicht, ob wir zu Chanukka unsere geplante Feier durchführen können, hoffen aber sehr, dass sie trotz Corona stattfinden kann. In jedem Fall aber werden wir unsere Chanukkiot zu Hause ins Fenster stellen, sind sie doch ein starkes Zeichen der Hoffnung und damit gerade in diesem Jahr von ganz besonderer Bedeutung.

Hof

Die Beschränkungen der Covid-19-Krankheit beeinträchtigten unsere Gemeindeaktivitäten sehr. Von April bis Anfang Juni gab es weder Gebete noch irgendwelche anderen Aktivitäten. Das ZWST-Sommer-Machane verbrachten unsere Kinder und Jugendlichen im dritten Turnus vom 2. bis 13. August in Bad Sobernheim und im Schwarzwald. Trotz Einschränkungen wegen Covid-19 und mit Abstand und Masken hatten die Kinder eine hervorragende Zeit und sind erholt mit frischer Energie zurückgekehrt.

Während der Vorbereitung zu Rosch Haschana wurden, wie es bei uns Tradition ist, Geschenke an die älteren oder kranken Mitglieder der Gemeinde verteilt. Am 18. September begannen mit Erev Rosch Haschana die Hohen Feiertage. Unser Rabbiner und Kantor David Goldberg sowie der Gast-Rabbiner Bohrer aus Aachen leiteten die Festgottesdienste. Nach dem Gebet sind wir mit Brotkrümeln zum Fluss gegangen und haben dort den traditionellen Minhag Taschlich begangen, wir haben gebetet und die Brotkrümel ins Wasser geworfen, um symbolisch unsere Sünden wegzuworfen.

Am Jom Kippur kamen die Mitglieder der Gemeinde in weißer Bekleidung. Es war trotz des Fastens eine sehr festliche Atmosphäre sowie eine Helligkeit, verbunden mit Andacht und Geborgenheit.

Bei den Vorbereitungen für das Laubhüttenfest hatten wir viel Spaß und Freude, die Sukka auszuschmücken. Die Festtage begannen mit Segenssprüchen und Gebeten unter der Anleitung von Rabbiner David Goldberg. Die Gemeindeglieder hatten die Möglichkeit, die Mitzva „Etrog und Lulav“ mit Einweg-Handschuhen zu erfüllen. Der Kiddusch wurde nach dem Gebet traditionell in der Sukka durchgeführt. Am Sonntag den 18. Oktober hatten wir ein sehr schönes Konzert von „Adi und Shai“, welche hebräische Lieder aus Israel von den fünfziger und sechziger Jahren präsentierten. Die musikalische Darbietung war sehr gut, wir alle hatten viel Vergnügen dabei.

Regensburg

Rosch Haschana

In der Pandemie-Zeit können die Hohen Feiertage nicht wie gewohnt durchgeführt werden. Rosch Haschana und Jom Kippur feierten wir mit geregelten Hygiene-Bedingungen und den notwendigen Beschränkungen. Die Regensburger Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer begrüßte herzlich alle Mitglieder der Gemeinde und wünschte gesegnete und fröhliche Tage. „Ich bin sehr glücklich darüber“, sagte sie, „dass ein so aktives und vielfältiges jüdisches Leben fest in unserer Stadt verankert ist. Für Ihren Beitrag zum kulturellen und sozialen Leben in unserer Stadt möchte ich Ihnen herzlich danken. Ich bin überzeugt, dass es gerade auch in schwierigen Zeiten wichtig ist, Gemeinschaft zu erleben und für unseren Nächsten da zu sein. In diesem Sinne blicke ich gemeinsam mit Ihnen hoffnungsfroh ins neue Jahr und wünsche Ihnen Schana tova u'metuka, ein glückliches, erfülltes und süßes neues Jahr, sowie ein versöhnliches Jom Kippur!“

An Rosch Haschana, sagte bei der Tfila unser Rabbiner Josef Chaim Bloch, erneuern wir unsere Beziehung zu Gott und werden mit der ganzen Menschheit beurteilt. Die Worte, die wir im Machsor, lesen, helfen uns, unsere Gefühle zu spüren. Der Rabbiner führte die Betenden mit viel Kawana in das Dawnen und Leinen. Er begrüßte alle Anwesenden und wünschte ihnen gute Gesundheit. Seine Erzählung über die jüdischen Feste im

Monat Tischri, die Ansprache nach der Lesung der Tora sowie der Klang des Schofars gaben Impulse in den Alltag hinein. Alle bekamen ein Päckchen mit einer Dose gefüllte Fisch, eine Flasche Kiddusch-Wein, israelischen Kuchen, Honig und Äpfel. Sie wünschten einander ein gutes und süßes neues Jahr 5781.

Jom Kippur

Am 27. September begrüßten uns vor der Synagoge viele Regensburger und Vertreter der städtischen Öffentlichkeit mit einem großen Plakat „Gmar Chatima Towa“. Am Erew Jom Kippur sind wieder unsere Mitglieder in den Gebetsaal gekommen. Alle Männer haben ihre weißen Talesim angelegt, passend zum Weiß des Aron ha Kodesch und der Bima. Nach der traditionellen Begrüßung begann der Rabbiner das Kol-Nidre-Gebet. Nach jeder Wiederholung trug er es lauter vor. Die ganze Gemeinde lauschte angespannt den Worten des Kol-Nidre-Gebet, wo erklärt ist, dass alle Gelübde und Schwüre null und nichtig sein sollen.

Am nächsten Tag wurde der Chasan wieder von Mitgliedern der Gemeinde unterstützt. Am Ende des Morgengebetes, nach der Tora- und Prophetenlesung, gedachten alle beim Jiskor ihrer verstorbenen Angehörigen. Nach einer Pause folgten das Mincha-Gebet und das Maariv-Gebet. Hier hat unser neuer Religionslehrer Baruch Benjamin Kochan unserem Rabbiner geholfen. Das letzte Gebet Ne'ila endete mit dem Ruf des Schofars. Traditionell stärkten sich die Betenden nach dem Beten und Fasten bei dem herrlichen Kiddusch der Familie Danziger und wünschten sich nochmals ein gutes neues Jahr.

Sukkot

Vor elf Jahren, bei Renovierungsarbeiten in der alten Synagoge, entdeckte man, dass ein Hinterhof ursprünglich die Anlage für eine große Sukka war. Die Idee des Rabbiners Josef Chaim Bloch, diesen Hof zu überdachen, erwies sich als eine vortreffliche Lösung, um zusammen in der Sukka zu feiern. Zum zehnten Mal hat Familie Aronov die Sukka mit Früchten geschmückt. Zu Sukkot haben wir keine Probleme, einen Minjan zusammen zu bringen. Es sind viele Mitglieder und Gäste in die Neue Synagoge gekommen. Die Regensburger Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer überbrachte im Namen der Bürger und Bürgerinnen von Regensburg die besten Wünsche. Nach den Gottesdiensten blieben die Leute in der Sukka, wo wir an den Festtagen und am Schabbat Chol ha Moed bei gutem Essen und Trinken feierten.



Um die Mizwa des Lulaw-Schüttelns für alle zu ermöglichen, wurden mehrere Lulawim besorgt. Die Vorstandsmitglieder halfen allen Frauen und Männern, die Mizwa zu erfüllen. Beim Schmini Azeret, nach der Tora- und Prophetenlesung, findet eine Seelenfeier zum Gedenken der Toten statt. Am Simchat Tora wurde der jährliche Zyklus der Tora-Abschnitte beendet und wieder von vorn begonnen.

Russkij Regensburg

Im September stellten in der Synagoge im Rahmen des *European Day of Jewish Culture* der Sozialanthropologe Ger Duijzings und der Historiker Klaus Buchenau ihren Sammelband *Russkij Regensburg – Die russischsprachige Bevölkerung Regensburgs* vor. Es war die erste Veranstaltung in der Synagoge seit Anfang der Coronakrise, und eine Herausforderung bestand darin, ohne Verletzung der Abstands-

regeln so viele Sitzplätze wie möglich zu schaffen. Mit 40 Besuchern war der Saal fast voll.

Das Buch ist das Ergebnis eines interdisziplinären Projektkurses am Institut für Geschichte der Universität. In diesem Kurs erforschten Studierende die russischsprachige Bevölkerung nach anthropologischen und historischen Methoden. Sieben Teilprojekte wurden dann als Beiträge in diesem Sammelband aufgenommen. Wie Klaus Buchenau erläuterte, entschieden sich die Studierenden nicht für historische Forschung im Archiv, sondern für anthropologische Forschung im Terrain. Vor allem führten sie Interviews mit russischsprachigen Einwohnern, unter anderem auch mit Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde. Die JG in Regensburg besteht heute vor allem aus russischsprachigen Juden aus der ehemaligen Sowjetunion. Außer dieser Gruppe gibt es in der Stadt noch eine bedeutende Anzahl von Russlanddeutschen und eine kleinere russische Minderheit. Das russischsprachige Regensburg umfasst insgesamt ungefähr 10.000 Menschen (7% der Bevölkerung), wurde allerdings bislang noch kaum als solches thematisiert. Das Buch will das ändern.

Klaus Buchenau begrüßte die Gäste auf Russisch. Er betonte, dass der russischsprachige Teil der jüdischen Gemeinden, wenngleich zahlenstark, öffentlich nicht sehr sichtbar sei, und dass es mittelfristig für das Verhältnis zwischen den jüdischen Gemeinden und der Gesellschaft wichtig sein könnte, das zu ändern, denn ein sinnvoller Dialog setzt voraus, die Erfahrungen des Anderen zu kennen. Dann erläuterte Ger Duijzings, was die anthropologische Feldforschung konkret für das Projekt bedeutet.

Im Mittelpunkt standen Interviews mit Personen aus verschiedenen Zusammenhängen, wobei sich die lebhafteste und gut organisierte Jüdische Gemeinde zu einem Knotenpunkt des Projekts entwickelte. Drei von sieben Beiträgen beschäftigen sich mit den russischen Aspekten des jüdischen Gemeindelebens, darunter mit der Bibliothek der JG, die als sozialer Treffpunkt im Leben der russischsprachigen Gemeindemitglieder eine große Rolle spielt; mit Erinnerungen an jüdisches (aber auch russlanddeutsches) Leben in der Sowjetunion und mit den Lebensgeschichten des Ehepaars Volodymyr Barsky und Klara Barska, zweier prominenter Mitglieder der Jüdischen Gemeinde, die 1997 von Czernowitz in der Ukraine nach Regensburg übersiedelten. Viele der Porträts im Buch geben Aufschluss darüber, wie einzelne Biografien mit den gesellschaftlichen Bedingungen und Entwicklungen sowohl in der ehemaligen Sowjetunion als auch in Deutsch-



land verwoben sind. Das Buch enthält eine Menge persönlicher Erinnerungen an das Leben in der Sowjetunion, an Ausreise und Ankunft in Deutschland; hinzu kommt ein Beitrag über „russische“ Lebensmittel, die heute diese Erinnerungen wieder wach werden lassen.

Während der Präsentation wurden alle Beiträge des Buches kurz vorgestellt, auch diejenigen, die sich nicht der Jüdischen Gemeinde, sondern den Russlanddeutschen, der Russisch-Orthodoxe Kirchengemeinde oder eben der Kulinaria widmen. Dabei kamen die Studierenden, die eigentlichen Verfasser der Beiträge, ebenfalls zu Wort. Sie empfanden die Forschung mit lebenden Personen als intensiv, nicht immer einfach, in jedem Fall aber als lohnend, weil man die ungewöhnlichen Seiten von Auswanderer-Biografien anderen zugänglich machen kann.

Ger Duijzings, Klaus Buchenau

200-jähriges Jubiläum

Ende August besuchte die Historikerin Sylvia Seifert mit einigen Gemeindemitgliedern den im Stadtpark an der Schillerstraße gelegenen jüdischen Friedhof, der dieses Jahr sein 200-jähriges Jubiläum feiert.

Die auch als „Stadtführerin zur jüdischen Geschichte“ tätige Expertin erläuterte die historischen Hintergründe des Begräbnisplatzes und stellte Persönlichkeiten der Gemeinde-Geschichte vor. Der heute so romantisch gelegene Friedhof am Ende des Stadtparks war bei seiner Errichtung 1820 ein wichtiger Meilenstein für die neu gegründete zweite Gemeinde. Denn erst sieben Jahre zuvor hatte der bayerische König Maximilian das sog. Juden-Edikt erlassen, das das Zusammenleben von Christen und Juden im neu gegründeten Königreich Bayern regeln sollte. Die Gemeinde war froh über diese Entwicklung, denn der bisherige Begräbnisplatz lag weit entfernt in Pappenheim.

Die Regensburger Familien waren seit 1804 von der Zahlung des Leibzolls an

ihren damaligen Schutzherrn, dem Grafen von Pappenheim, befreit worden. Sie erhielten ein eingeschränktes Bürgerrecht, verliehen von dem aufgeklärten Fürstprimas Carl von Dalberg. Sein Wirken währte nur wenige Jahre, dennoch aber nachhaltig. Zur feierlichen Unterzeichnung der Urkunde kamen alle 12 Familienoberhäupter in das Rathaus und besiegelten mit ihrer Unterschrift den neuen Rechtsstatus.

Wenige Jahre später folgte das Recht der freien Religionsausübung. Nicht nur eine Mikwe und eine Synagoge wurden nun notwendig, sondern auch ein „Haus für die Ewigkeit“, wie sie ihren Friedhof nannten. Folglich bat der Vorstand der Gemeinde den Bürgermeister um Überlassung eines wenig attraktiven Geländes außerhalb der Stadtmauern. Westlich des Jakobstores lag ein Acker, der über die Prüfeninger Straße gut erreichbar war und eine schnelle Bestattung zuließ, wie es die Vorschriften verlangten.

Anschließend wurden ein Tahara-Haus und ein Zaun errichtet, ein Wasseranschluss verlegt und bereits 1821 konnte die erste Bestattung stattfinden. Das Tahara-Haus diente im Erdgeschoss der Waschung der Leiche, durchgeführt von der Chewra Kaddischa. Im Obergeschoss befand sich ursprünglich die Wohnung des Friedhofswärters. Derzeit ist es wegen Renovierungsarbeiten geschlossen.

Die Grabsteine zeugen in ihrer künstlerischen Gestaltung von der historischen Entwicklung der Gemeinde von einer streng orthodoxen zu einer assimilierten konservativen Gemeinde. So sind die ältesten Grabinschriften hebräisch, es folgen zweisprachige Inschriften auf der Vorder- und der Rückseite. Ornamente zeugen von der Stellung innerhalb der Gemeinde. So etwa die segnenden Hände der Kohanim, die Kanne der Leviten, das Schofar und das Messer und Ölkännchen des Mohel. In viele Grabsteine ist ein Davidstern eingraviert sowie ein Segenspruch, mit dem die Grabinschrift endet: Ihre (Seine) Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens.

Der erste Grabstein neben dem Tahara-Haus erinnert an Rabbiner Dr. Seligmann Meyer, der im Dezember 1925 verstorben ist. Der geschmückte Grabstein trägt auf der Vorderseite eine hebräische Inschrift, auf der Rückseite eine Inschrift in deutscher Sprache. Im oberen Teil ist eine Krone dargestellt, zum Zeichen, dass er das Studium der Thora sehr ernst nahm und recht gelehrt war. Daneben steht der Grabstein seiner Frau, etwas kleiner, ebenfalls mit zweisprachiger Inschrift und einem Schabbat-Leuchter. Er erinnert an das Anzünden der Lichter am Schabbat.

Im jüngsten Teil des Friedhofs hingegen befinden sich Grabsteine mit kyrillischen Schriftzeichen. Sie erinnern an Menschen, die in den 1990er Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland emigrierten.

Und schließlich gibt es Grabsteine, auf denen mehr als ein Name zu lesen ist. Es ist jedoch kein Grab für ein Ehepaar, wie beispielsweise das Grab für Herrn und Frau Schwerdt. Es sind vier, fünf oder noch mehr Vornamen eingraviert. Wir gedenken hier der Menschen, die während der Shoa in den Todeslagern der Nazis umgekommen sind.

Über die Begräbnisriten entstand ein interessantes Gespräch. Denn der Blumenschmuck, der auf manchen Grabplatten liegt, ist ursprünglich unbekannt gewesen. Trotzdem kann man heute auch auf jüdischen Gräbern Blumen finden. Familienangehörige und Freunde, die am Jahrestag des Verstorbenen zum Friedhof kommen, bringen in der Regel einen kleinen Stein mit, den sie auf dem Grabstein ablegen, um ihre Anteilnahme zu zeigen. Und noch einen Unterschied zu christlichen Friedhöfen gibt es, der manchmal auf Unverständnis stößt. Um die Ruhe der Toten keinesfalls zu stören, bleibt das Grab unverändert; fallen im Herbst die bunten Blätter der Bäume darauf, so ist es gut und wird respektiert. Christliche Gräber wirken hingegen „aufgeräumter“. Auf diesem Friedhof fanden ausschließlich Erdbestattungen statt, so wie es der orthodoxe Ritus vorschreibt. Der hölzer-



Historischer Teil des jüdischen Friedhof Regensburg.



Jüdischer Friedhof Regensburg mit den Gräbern der ehemaligen Vorstände Schwerdt und Rosengold.

ne Sarg ist einfach gezimmert, dem lediglich ein kleines Säckchen Erde aus Israel beigegeben wird. Jeder Leichnam wird nach dem rituellen Waschen in ein weißes Totengewand aus Linnen gelegt. Gemäß orthodoxer Praxis soll der Leichnam schnell bestattet werden, es sei denn, es ist Schabbat oder ein Feiertag. Dies widersprach jedoch vor 200 Jahren den Verordnungen der christlichen Obrigkeit. Aus Angst vor Scheintod verlangte das Gesetz, dass ein Leichnam erst 48 Stunden nach dem Ableben beerdigt werden durfte.

Beim Begräbnis wird der Sarg in das frisch geschaufelte offene Grab heruntergelassen, sodann erfüllen alle Anwesenden eine letzte Mizwa und schaufeln Erde auf den Sarg. Abschließend spricht ein naher männlicher Verwandter das Kadisch-Gebet. Beim Verlassen des Friedhofs haben sich alle Anwesenden die Hände gewaschen. *Sylvia Seifert*

Würzburg

DenkOrt Heidingsfeld

Seit Ende Oktober gibt es an der Gedenkstätte Am Dürrenberg im Würzburger Stadtteil Heidingsfeld, an dem bereits zwei Stelen an die dortige Jüdische Kultusgemeinde erinnern, ein weiteres Gedenkstück – einen Beton-Koffer, ein Pendant zu den zahlreichen Gepäckstücken am Würzburger Hauptbahnhof. Dieser Koffer soll ein Mahnmal für die Deportation der Juden in die Konzentrationslager des NS-Staates sein.

Im Sommer wurde vor dem Hauptbahnhof Würzburg die zentrale Gedenkstätte „DenkOrt Deportationen“ mit 47 Skulpturen in Form von Koffern und Rucksäcken installiert (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 18. September 2020, Seite 30). Jedes dieser Gepäckstücke verkörpert eine jüdische Gemeinde in Unterfranken und erinnert an insgesamt 2069 jüdische Menschen, die ab 1941 von dem Bahnhof in die Konzentrationslager verschleppt wurden. Jedes symbolische Gepäckstück am Hauptbahnhof bekommt im Laufe der Zeit ein identisches Gegenstück in einem Ort in Unterfranken, in dem es einst eine jüdische Gemeinde gab. Für den Würzburger Oberbürgermeister Christian Schuchardt, der an der Einweihung des 3. Denkmals in Heidingsfeld teilnahm, ist das Projekt mit seiner zentralen Gedenkstätte am Hauptbahnhof und den identischen Gepäckstücken in den unterfränkischen Orten einzigartig. Dabei ist der „DenkOrt“ am Hauptbahnhof „der Knotenpunkt eines Netzes aus Gedenkstätten, das ganz Unterfranken überspannt“ und dadurch ein „wachsendes Denkmal“. Schon bald sollen weitere Gepäckstücke hinzukommen.

Für Benita Stolz vom Verein „DenkOrt Deportationen“ trägt das Projekt ebenfalls zur lokalen Aufarbeitung der jüdischen Geschichte des jeweiligen Ortes bei: „Wir haben schon viele Gepäckstücke in den ehemaligen jüdischen Gemeinden installiert. Es ist wunderbar, wie die jeweiligen Orte dafür ihre jüdische Geschichte recherchieren. In den Dörfern kommt dadurch eine eigene Erinnerungskultur zustande.“

Für Josef Schuster, Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, ist

das Denkmal in Heidingsfeld deswegen ein wichtiges historisches Zeichen: „Die zwei jüdischen Gemeinden in Heidingsfeld und in Würzburg waren damals räumlich getrennt. Die Deportationen haben also in der Stadt und in Heidingsfeld stattgefunden, deswegen finde ich es richtig und historisch korrekt, wenn an beiden Orten daran erinnert wird.“

Der Koffer wurde von Berufsschülern der Josef-Greising-Schule zusammen mit ihrem Fachlehrer Mario Metz entworfen. Die angehenden Straßenbauer und Straßenwärter haben die Schalung für den hellgrauen Koffer gefertigt und den Beton gegossen, wie Schulleiter Johann Schweiger erklärte. OB Schuchardt findet es großartig, dass gerade junge Menschen an der Entstehung des Mahnmals beteiligt waren, auch in Anbetracht der gegenwärtig zunehmenden antisemitischen Stimmung im Land. *Israel Schwierz*

Holocaustüberlebende

Holocaustüberlebende, die im Hardship Fund anerkannt sind, bekommen wegen ihrer Belastungen durch die Corona-Pandemie zusätzliche Hilfen von der Bundesregierung. Rund 240.000 jüdische Opfer der Nationalsozialisten bekommen diese Zusatzzahlungen. Das ergaben Verhandlungen zwischen der Claims Conference und der Bundesregierung.

Vereinbart wurde eine Sonderzahlung von 2.400 Euro über einen Zeitraum von zwei Jahren für diejenigen Überlebenden, die bislang lediglich eine Einmalzahlung in Höhe von 2.500 Euro aus dem Härtefallfonds erhalten haben. Diese Einmalzahlungen erhielten Holocaustüberlebende nach Antragstellung meist innerhalb eines Jahres nach Einreise in die Bundesrepublik. Die jetzige Sonderzahlung wird in zwei Raten ausbezahlt. Mit einer ersten Auszahlung ist bereits ab Dezember 2020 zu rechnen, die zweite soll dann im Oktober 2021 folgen. Diese Zuwendungen sollen den Überlebenden in diesen schwierigen Zeiten helfen, ihren Lebensabend in Würde und umsofort zu verbringen. 190 Überlebende aus unserer Gemeinde können mit dieser Sonderzahlung rechnen.

Alle Betroffenen werden von der Claims Conference angeschrieben und müssen bestimmte persönliche Daten der Organisation mitteilen. Die zwei Zahlungen werden dann zu gegebener Zeit auf das Bankkonto überwiesen. Bei der Sonderzahlung handelt es sich um eine Entschädigungsleistung, die nicht auf die Grundsicherungsleistungen im Alter angerechnet wird. Sie können über die Mittel frei verfügen und die Zuwendung für die Verbesserung ihrer Lebenssituation verwenden. *Erika Frank*



Das Denkmal in Heidingsfeld. Auf dem Bild von links: Initiatorin Benita Stolz, Zentralratsvorsitzender Dr. Josef Schuster, Oberbürgermeister Christian Schuchardt, Schulleiter Johann Schweiger und Kulturreferent Achim Köneke. Foto: Georg Wagenbrenner

Mein geheimes Tagebuch

Am Nachmittag des 22. März 1943 wollte sich die junge Frau zum Lesen auf den Balkon ihres Hauses in Amsterdam setzen, als es klingelte. Unten standen zwei Männer. Sie kamen von der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“, der Behörde, die für die Deportationen aus den Niederlanden zuständig war. Die Verfasserin dieser Schilderungen, die ein Notizbuch und drei Hefte füllen, wird erst viele Jahre später identifiziert werden. Sie wurde im Juli 1943 vom Lager Westerbork ins Vernichtungslager Sobibór deportiert und ermordet.

Was ihre Niederschriften so interessant macht, ist die Direktheit und Emotionalität, mit der die Ereignisse geschildert werden. Noch am 22. März 1943 wurde Klaartje de Zwarte-Walvisch mit ihrem Mann zum Sitz der Zentralstelle am Adama van Scheltenhamplein gebracht, wo sie erfasst wurden und mit mehr als 200 Männern, Frauen und Kindern zusammengepackt in einer Turnhalle die Nacht verbringen mussten. Am nächsten Morgen ging es weiter zur Sammelstelle Joodse Schouwburg, einem früheren Theater, das in keiner Weise für solche Zwecke geeignet war. Dort wird die Krankheit der jungen Frau, sie litt unter Speiseröhrenkrämpfen, als „interessanter Fall“ eingeschätzt.

Zwar hatte sie deshalb wohl seit dem Juli des Jahres zuvor eine Aufschiebung des „Arbeitseinsatzes im Osten“ erreichen können. Hier aber befand einer der Ärzte sie fähig, ins Lager Vught in Noord Brabant überstellt zu werden. Und Vught galt auch nach Ansicht des Joodse Raad zum Zeitpunkt seiner Inbetriebnahme als die bessere Alternative zum „Polizeilichen Durchgangslager Westerbork“, von dem seit Juni 1942 jede Woche die Züge mit tausenden Personen ins besetzte Polen rollten. Einen Transport nach Westerbork beobachtete die Verfasserin vom Krankensaal der Schouwburg aus: 500 Menschen, die meisten über 55 Jahre alt, wurden „wie Vieh“ auf Lastwagen geladen: „Was für eine verzweifelte Lage. Alte Menschen, die kaum laufen konnten.“ Sie beobachtete noch mehrere Transporte nach Westerbork, weit abgelegen im Norden des Landes.

Sie und ihr Mann sollten freigelassen werden. Dann beging das Paar einen schweren, wenngleich verständlichen Fehler: Sie hatten an der Zentralstelle



ihren Hausschlüssel abgeben müssen. Den wollten sie zurückholen. Dort aber beschied man: Einmal erfasst, blieb man im System. Nach weiteren 12 Tagen in der Sammelstelle wurden sie in der Nacht zum 2. April vom Amsterdamer Hauptbahnhof in den kleinen Ort Vught in Noord Brabant gebracht. Dort im Lager angekommen, mussten sie Wintermäntel, Schreibpapier, Medikamente und vieles andere abgeben und dann Appell stehen. Danach folgte eine „ärztliche Untersuchung“. Männer und Frauen wurden getrennt. In den Baracken jeweils fünf lange Reihen mit jeweils drei Betten übereinander, Toiletten fünf auf der einen Seite, fünf auf der anderen, nur durch ein niedriges Mäuerchen getrennt, dreißig Wasserhähne für alle.

Das Lager hatte nach Vorstellung des SS- und Polizeiführers Rauter ein Musterlager werden sollen. Das „Schutzhaftlager“ grenzte an das „Judenauffanglager“, abgetrennt durch Stacheldraht. Kontakt der Häftlinge der unterschiedlichen Lager war strengstens untersagt. Der erste Kommandant war SS-Hauptsturmführer Chmielewski, der zuvor im Konzentrationslager Sachsenhausen, dann im Konzentrationslager Mauthausen Dienst getan hatte. Wie er und seine Untergebenen sich gebärdeten, beschreibt die Verfasserin in einigen eindrucksvollen Szenen. Seine Willkür und Grausamkeit werden in diesem persönlichen Bericht an mehreren Stellen drastisch geschildert. Die Wachmannschaften bestanden aus deut-

schen und niederländischen Männern und Frauen.

Unter den „Schutzhäftlingen“ entdeckte die Schreiberin auch einen Freund. Überhaupt erlebte sie beim späteren Arbeitseinsatz unter den „Schutzhäftlingen“ eine Solidarität und Hilfsbereitschaft, wie sie sie im Frauenlager nur bei engen Freundinnen erfahren hatte. Ihr Mann wurde sehr früh in ein Arbeitslager gebracht. In Moerdijk am Zusammenfluss von Maas und Waal mussten schwere Erdarbeiten ausgeführt werden. Kranke Häftlinge wurden durch gesunde aus dem Hauptlager ausgetauscht. Das Lager war ständig überbelegt, die Versorgung absolut mangelhaft. Sehr anrührend die wiederholte Bitte des Ehemanns an seine Frau, sie möge ihm doch Lebensmittel zuschicken. Die Ehepartner sollten sich nie wiedersehen.

Detailliert und eindringlich beschreibt die Verfasserin die Ereignisse im Lager: die demütigenden Entlausungsprozeduren und andere „Hygienemaßnahmen“, das ständige Geschrei der Aufseherinnen, die Bestrafungen für Nichtigkeiten, die anfänglich völlige Vernachlässigung der an Masern und Scharlach erkrankten Kinder und kranker alter Frauen. Am 9. Mai 1943 wurden die über 55-jährigen, chronisch Kranke und Familien mit mehr als drei Kindern nach Westerbork geschickt. Nun wurden die Familien endgültig auseinandergerissen. Die schrecklichen Szenen, die die Zurückbleibenden mit ansehen mussten, steigerten sich einen Monat später, als ein Transport nur mit Kindern und Müttern zusammengestellt wurde. Ältere Geschwister und die Väter blieben zurück, die in den Außenlagern arbeitenden Männer und Väter erfuhren viel später davon. Da waren ihre Angehörigen schon in Sobibór vergast worden.

Solche Szenen sind im allgemeinen Bewusstsein vieler Deutscher, wenn überhaupt, aus den deutschen Lagern in Polen durch Bücher, Dokumentationen oder Spielfilme bekannt. Dass sie sich in fast allen von den Deutschen ab 1939 eroberten Gebieten so oder ähnlich abspielten, auch wenn Lager wie Vught nicht mit vielen Konzentrationslagern oder den Zuständen in Durchgangslagern wie Bergen-Belsen in seinen letzten Monaten, erst recht nicht mit den Vernichtungsorten im Osten vergleichbar waren, ist in den betroffenen Staaten mehr oder weni-

ger, nicht aber in Deutschland, mit Ausnahme eines Kreises von Forschern, bekannt. Erst seit etwa 20 Jahren liegen zu Lagern wie Vught Studien in deutscher Sprache vor.

Klaartje de Zwarte-Walvischs Aufzeichnungen lagen bis 2008 unausgewertet im Joods Historisch Museum in Amsterdam. Ende 2008 gelang es zwei jungen Frauen, Mitarbeiterinnen an einem Film über den Zweiten Weltkrieg in den Niederlanden, die Identität der Verfasserin zu entschlüsseln. Es handelt sich um die 1911 geborene Näherin Klaartje de Zwarte-Walvisch, die mit dem Lagerarbeiter Josef Zwarte verheiratet war.

Als die Verfasserin am 1. Juli 1943 erfuhr, dass ein großer Transport nach Westerbork zusammengestellt wurde, versuchte sie alles, um im Lager bleiben zu können – auf keinen Fall wollte sie ohne ihren Mann den weiteren Weg antreten müssen. Noch am Bahnhof in Vught suchte sie nach einer Fluchtmöglichkeit. Schließlich saß auch sie in einem

Waggon mit 60 anderen Personen jeden Alters. Mitglieder des Jüdischen Rates gaben ihnen zu essen und nahmen Briefe in Empfang, alles vor den Augen der Bewacher. Dann fuhr der Zug los. Die Fahrt dauerte etwa sechs Stunden. Es war der 4. Juli 1943. Mit der Ankunft in Westerbork und der ersten Gepäckkontrolle enden die Eintragungen. Zwölf Tage später, am 16. Juli 1943, steht ihr Name auf einer Transport-Liste ins Vernichtungslager Sobibór. Niemand überlebte.

Das Tagebuch wurde unter dem Titel „Alles ging aan farden. Het oorlogsdageboek van Klaartje de Zwarte-Walvisch“ 2009 erstmals veröffentlicht. Dieser holländische Titel trifft den Kern des Textes besser. Er heißt im übertragenen Sinn: Alles ging in die Brüche, schon genau in dem Moment, als die beiden Männer vor dem Haus an der Ouderschanz in Amsterdam auftauchten.

Für die deutsche Ausgabe schrieb Leon de Winter ein kurzes, sehr persönliches Nachwort. Die wenigen Fußnoten und die

Wörterklärungen am Ende des Buches, die die Lektüre begleiten, ohne sie zu stören, sind eine Bereicherung, die die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Joods Historisch Museum, Ariane Zwiers, sorgfältig besorgte. Sie weist m.E. zurecht in den editorischen Bemerkungen darauf hin, dass es sich wohl um die Reinschrift von ersten Niederschriften handelt. Das erklärt auch Textstellen wie diese: „Ich war der festen Überzeugung, dass mein Verhalten auf die Transporte überhaupt keinen Einfluss hatte. Viele von uns glaubten, wenn man eine Arbeit hat, sei es weniger wahrscheinlich, dass man auf Transport muss, aber die Erfahrung hat mich eines Besseren belehrt.“

In der schön gestalteten Ausgabe liegt ein Text vor, der einen Blick ins Innere des Lagers Vught freigibt, dem weit im Westen Europas gelegenen Vorhof zur Vernichtung. *Angela Genger*

Klaartje de Zwarte-Walvisch: Mein geheimes Tagebuch März – Juli 1943, 202 S., Verlag C. H. Beck, München 2016, www.chbeck.de.

Goethe(s) Judentum

Das Verhältnis Goethes zum Judentum sowie zu den Juden seiner Zeit ist wiederholt Thema wissenschaftlicher und feuilletonistischer Darstellungen gewesen. Auch die Bedeutung, die Goethe nach seinem Tod für die deutschen Juden gewonnen hat, ist hinreichend erforscht worden. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert stammen zahlreiche Biografien oder Gesamtdeutungen Goethes aus jüdischer Feder. Georg Witkowski und Georg Simmel wären hier zu nennen.

Leo Baecks „Wesen des Judentums“, seine berühmte Replik auf Adolf von Harnacks „Wesen des Christentums“, 1905 erschienen, ist in der Sprache Goethes geschrieben und mit vielen direkten und indirekten Zitaten aus Goethes Werken versehen. Goethe hat es sogar unter dem Stichwort „Zehn Gebote“ mit seiner Ansicht über deren Inhalt in das „Jüdische Lexikon“ von 1930 geschafft.

Dass das Thema „Goethe und das Judentum“ eigentlich erschöpfend dargestellt worden ist und es keiner weiteren Studie bedarf, würde zum einen dem Ethos wissenschaftlicher Neugierde, zum anderen der für jedes Zeitalter anders ausgerichteten Perspektive, mit der sie Themen der Vergangenheit aufgreift und behandelt, widersprechen. Wir leben zurzeit in Deutschland, wenn man es aus der Perspektive der vorherrschenden Medienthe-



men beurteilt, leider im „Fack ju, Göhte“-Zeitalter. Nichtsdestotrotz wird jedoch auch in ernsthafteren wissenschaftlichen und kulturellen Kreisen das Interesse für Goethe wachgehalten.

Dass Goethe „Symbolfigur einer deutschen Nationalkultur“ ist, im 19. Jahrhundert gar eine „nationale pädagogische Institution“ bedeutete, wie Karin Schutjer in ihrem Buch „Goethe und das Juden-

tum“ zu Beginn ihrer Einleitung schreibt, bleibt in dem aggressiven Angriff auf Goethe in unseren Tagen immer noch spürbar.

Karin Schutjer ist eine 1965 geborene amerikanische Germanistin. Ob sie einen deutschen Familienhintergrund hat oder einer jüdischen Familie mit deutschen Wurzeln entstammt, verrät der Wallstein-Verlag, der ihr 2015 in Amerika veröffentlichtes Buch „Goethe and Judaism“ jetzt auf Deutsch veröffentlicht hat, leider nicht. Auch geben weder der Verlag noch die Autorin selbst Hinweise darauf, warum das Buch für den deutschen Buchmarkt übersetzt worden ist. Deutsche Germanisten benötigen nicht die Schützenhilfe einer Übersetzerin, um das Buch einer amerikanischen Kollegin zu lesen.

Deshalb ist die deutsche Veröffentlichung ausschließlich an den interessierten deutschen Leser gerichtet. Was ihn jedoch an Karin Schutjers Darstellung interessieren sollte, wird bei der Lektüre des Buches nicht recht deutlich. Es wartet weder – zum Glück – mit sensationellen Entdeckungen über Goethes Verhältnis zum Judentum auf noch provoziert es durch ungewöhnliche Lesarten. Vielmehr ist es ein solide argumentierendes, argumentativ ausgewogenes Buch. Es hält in seiner thematischen Erkundung quasi „den Ball flach“.

Das ist in unserer Zeit der zugespitzten Thesen und Ausfälle eigentlich ein großer Vorteil. Karin Schutjer will weder einen „erschöpfenden Überblick über Juden und das Judentum in Goethes Werk“ bieten noch eine unumstößliche These zu diesem Thema liefern. Vielmehr gesteht sie gegen Ende der Einleitung jedem Goethe-Leser zu, für „nahezu jede der Verallgemeinerungen in diesem Buch“ Passagen zu kennen, „die das Gegenteil belegen“. Das ist eine sehr noble Geste.

Karin Schutjers Grundannahme zu ihrem Thema lautet: „Ich vertrete die Auffassung, dass hinter seinen äußerst gemischten Darstellungen der Juden und des Judentums essentielle Spannungen in seinem eigenen Denken und eine ausgeprägte Einflussangst stehen. Tatsächlich behaupte ich, dass Goethe paradoxerweise eben gegen jene Impulse im Judentum ankämpft, zu denen er die größte Affinität verspürt und die seiner eigenen Sicht der Moderne am nächsten kommen.“

Goethe lebte in einer Zeit, in der sich die Sicht auf die hebräische Bibel, die über viele Jahrhunderte durch die christliche Hermeneutik bestimmt war, grundlegend wandelte. Ihm öffnete sich dadurch ein unverfälschter, nicht christlich indoktriniertes Blick vor allem auf die Genesis-Erzählungen, die ihm geradezu als ein „explodierender Text“ erschienen. Vor allem das Wander-Motiv, das selbst sein gesamtes Werk durchzieht bzw. im Kern prägt, erhielt durch die Genesis-Erzählungen eine starke Beeinflussung. Dementsprechend steht es auch im Vordergrund der Inter-

pretationen und Analysen der einzelnen Kapitel von Karin Schutjers Buch, sei es in der Behandlung des Moses-Motivs, „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ oder der beiden Teile des „Faust“.

„Um der trockenen Moral seiner christlichen Erziehung“ zu entfliehen, so Karin Schutjer, hat sich Goethe auf die Auseinandersetzung mit dem aktions- und spannungsreicheren Wandermotiv der hebräischen Bibel eingelassen, in deren Erzählungen ein angemesseneres Verständnis vom menschlichen Leben mit seinen Verfehlungen und Veredelungen gezeichnet wird. Das Judentum ist für Goethe die anziehende, weil „fremde, exotische Tradition“, mit der er sich aber zugleich durch ihre Verflechtung mit dem Christentum „zutiefst vertraut“ sieht.

In diesem Punkt liegt die Crux der ambivalenten Beziehung Goethes zum Judentum. Zum einen ist es ihm, wie auch seinen Zeitgenossen, noch immer vorwiegend über das Christentum vermittelt, so dass er es gut zu kennen glaubt, zum anderen sieht er sich durch die neue Zugangsweise zur hebräischen Bibel plötzlich vor die ihr eigenes Gesicht zeigenden jüdischen Glaubenswelt gestellt. Jedoch stellt sich die Frage, ob Goethe diese in ihrer Fremdheit auch tatsächlich rezipiert hat.

Karin Schutjer bezweifelt, dass er zu einer solchen „wahrheitsgemäßen Darstellung“ der jüdischen Religion gelangt sei. Goethe war zu sehr Dichter, als dass er sich dem Fremden angeschlossen hätte. Vielmehr hat er es sich poetisch ange-

eignet, jedoch auf eine Art, die sich von der seiner Zeitgenossen so stark unterschied, dass er im 19. Jahrhundert für die assimilierten Juden zu einer unbestrittenen Geistesgröße werden konnte.

Der Untertitel von Karin Schutjers Buch, „Das schwierige Erbe der modernen Literatur“, zeigt sehr schön die ambivalente Haltung, die die Interpretin Schutjer in Goethes Verhältnis zum Judentum aufdeckt. Unter „moderner Literatur“ verstehen wir heute nicht die Literatur Goethes und seiner Zeit. Sie gilt vielmehr als Klassik. Zu Goethes Zeit erschien jedoch aufgrund der Aufklärung die in ihrem Geiste entstehende Literatur als modern. Dass an diesem Begriff von Modernität eine für überlebt gehaltene Tradition wie die jüdische durch eine neue Art ihres Verständnisses beigetragen hat, ist tatsächlich ein überraschendes Moment.

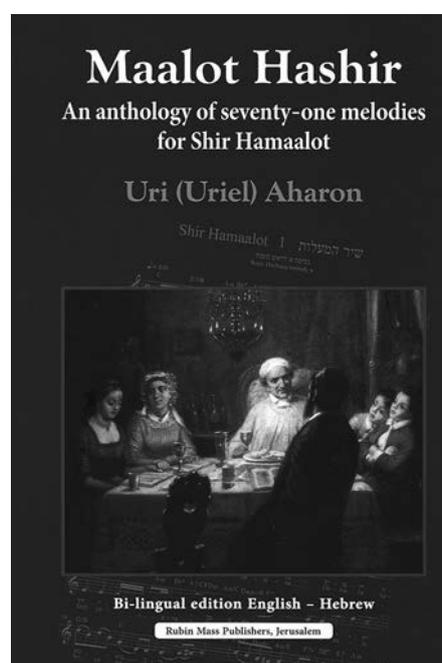
Die „Einflussangst“, in die Goethe durch seine Lektüren der hebräischen Bibel geraten ist, einen vermeintlich veralteten Text als sprudelnde Quelle lebendigster Motive menschlicher Existenz erkennen zu müssen, wird hier durch seinen Anspruch, moderne Literatur zu schreiben, durchaus nachvollziehbar. Diese „Einflussangst“ dargestellt und richtig in den Lebensgang eines großen Dichters eingeordnet zu haben, ist ein großes Verdienst der Autorin Karin Schutjer. *Daniel Hoffmann*

Karin Schutjer: Goethe und das Judentum. Das schwierige Erbe der modernen Literatur, 288 S., Wallstein-Verlag, Göttingen 2020, www.wallstein-verlag.de

Melodien zu Schir Hamaalot

Für den israelischen Musikwissenschaftler und Chorleiter Dr. Uri (Uriel) Aharon hat sich nun ein Kreis geschlossen. Im Haus seiner Eltern, die aus Frankfurt am Main kamen, lernte er schon als Kind den „jeckischen“ Brauch (Minhag) kennen, Psalm 126, Schir Hamaalot, vor dem Tisch-Gebet an jedem Schabbat und an jedem Feiertag zu singen, und zwar mit bestimmten Melodien, die regelmäßig wechselten. Dieser sorgfältig eingehaltene Minhag sagte Aharon nicht sonderlich zu, er kam ihm altmodisch vor.

Erst Jahrzehnte später begann Aharon, die verschiedenen Schir Hamaalot-Melodien zu schätzen und zu sammeln. Insgesamt 71 Melodien hat Aharon in seiner jetzt veröffentlichten Anthologie in Notenschrift festgehalten, damit sie nicht in Vergessenheit geraten. Für Leute, die nicht nach Noten singen können, hat der kurz



vor der Drucklegung des Buches verstorbene Pianist und Sänger Elijah Zabaly die 71 Melodien aufgenommen. Wer daran interessiert ist, kann seine Interpretationen im Internet auf „uriaharon.co.il“ hören. Zabaly sang den Psalm stets in der heute in Israel üblichen sephardischen Aussprache. Um zu demonstrieren, wie die früher verwendete aschkenasische Aussprache klingt, hat man Kantor Schmuël Berlad eine Melodie mit der Aussprache der alten Jeckes singen lassen.

Wie Aharon in seiner instruktiven Einleitung bemerkt, wurden viele Melodien von der nichtjüdischen Umgebung in Aschkenas übernommen und bei diesem Aneignungsprozess mitunter nicht unwesentlich modifiziert. Unter Aschkenas ist übrigens nicht nur Deutschland zu verstehen, sondern auch Elsass-Lothringen, Belgien, Holland, Dänemark und Eng-

land. In die Sammlung hat der Autor sowohl ernste als auch fröhliche Melodien aufgenommen. Sogar einen chassidischen Niggun (mit „jababimbam“) findet man in der vorliegenden Anthologie; diese Singweise haben Jeckes wohl von Ostjuden übernommen.

Die Musik-Stücke hat der Verfasser nach dem Zeitpunkt ihrer Verwendung geordnet und nummeriert. Zuerst stehen Melodien für die diversen Feiertage. An Chanukka z.B. kann man zwischen vier Melodien wählen; die bekannteste ist die von „Maos Zur“. Die meisten im Buch aufgezeichneten Melodien sind an einem gewöhnlichen Schabbat zu singen, da hat eine musikalische Tischgesellschaft eine wahrlich große Auswahl. Feinschmecker schätzen nicht nur eine kulinarische Abwechslung, sondern auch eine musikalische.

Das Singen von Psalm 126 und von Schabbat-Liedern dient nicht nur zur He-

bung der guten Stimmung. Wie Aharon bemerkt, hilft Schir Hamaalot am Ende der Mahlzeit bei der Erfüllung einer halachischen Pflicht. Eine Mischna (Sprüche der Väter 3,4) legt nämlich fest, dass drei, die an einem Tisch gegessen haben, bei dieser Gelegenheit Worte der Tora sprechen sollen. Zwar steht im Kommentar von Ovadia Bartenura zu dieser Mischna, dass jeder mit dem Beten des Tischsegens diese Pflicht erfüllen kann, aber verschiedene Halachisten haben dieser Auffassung widersprochen. Es empfiehlt sich daher, einen Psalm vor dem Tisch-Gebet aufzusagen.

In der erwähnten Mischna ist weder von Schabbat noch von Feiertagen die Rede. Wir können aber den Schluss ziehen, dass man auch an jedem Wochentag bei Tisch Worte der Tora sprechen soll. In der Tat, aus der Literatur ist uns der Minhag bekannt, an Wochentagen vor dem Tisch-Gebet Psalm 137 zu rezitieren. Warum gerade dieses Kapitel? Der Verfasser meint,

Psalm 137 sei ausgewählt worden, um Zions zu gedenken, was ebenfalls auf Psalm 126 zutrifft. Allerdings wird dieser Minhag in unserer Zeit kaum mehr praktiziert. Wie erfüllen wir die in der Mischna genannte Pflicht? Wir verlassen uns auf Bartenuras Ansicht, das Aufsagen des Tischsegens reiche aus; auch in diesem Text erwähnen wir die aufzubauende Stadt Jerusalem.

Das hier angezeigte Buch ist zweisprachig, hebräisch und englisch, und hat dementsprechend zwei Umschlagseiten. Auf beiden sind Gemälde von Moritz Daniel Oppenheim abgebildet: „Sedernacht“ und „Segnen der Kinder am Schabbatabend“. Bei beiden Gelegenheiten wird man „Schir Hamaalot“ singen.

Yizhak Ahren

Uri (Uriel) Aharon: Maalot Hashir. An anthology of seventy-one melodies for Shir Hamaalot. Bi-lingual edition English – Hebrew, 174 und 36 Seiten, Rubin Mass Publishers, Jerusalem 2020.

Mendele Moicher Sforim

Die Veröffentlichung von Scholem J. Abramowitschs Roman „Die Reisen Benjamins des Dritten“ in der Neuübersetzung von Susanne Klingenstein ist eine kleine Sensation. Hinter dem Namen des Autors verbirgt sich der dem Lesepublikum geläufige und etablierte Autorennamen Mendele Moicher Sforim, unter dem „Die Reisen Benjamins des Dritten“ bisher auch in den älteren deutschen Übersetzungen erschienen ist.

Der Roman ist zuerst 1878 in Wilna erschienen, in einer Zeit, in der sich das Jiddische von einer reinen Umgang- und Alltagssprache auch als eine Literatursprache – ein für viele Sprecher des Jiddischen unglaublicher Vorgang – etablierte. Durch Scholem Abramowitsch, dem Vater der jiddischen Literatur, ist das Jiddische sogar sofort eine anspruchsvolle literarische Sprache geworden.

Jeffrey Grossman, Professor für Germanistik an der Universität von Virginia, forscht seit vielen Jahren zu den Übersetzungen jiddischer Literatur ins Deutsche. Er hat verschiedene Übersetzungen desselben Textes untersucht und an ihnen die Voraussetzungen, Schwierigkeiten, Probleme und Stolperfallen aufgezeigt, die mit einer jiddischen Literatur in deutscher Sprache zusammenhängen. Susanne Klingensteins Neuübersetzung ist dagegen so etwas wie der Versuch, es endlich einmal richtig zu machen. Deshalb erscheint der Autor



auch unter seinem richtigen, authentischen Namen.

Vor ungefähr hundert Jahren war Alexander Eliasberg ein eifriger Übersetzer jiddischer Literatur. Seine Übersetzungen waren jedoch zugleich kulturelle Übertragungen, die für den deutschen Leser die fremde ostjüdische Lebenswelt in eine ansprechende, gefällige deutsche Lebenswelt verwandelten. Diese kulturellen Übertragungen betrafen damals jedoch nicht allein die jiddische Literatur. Auch

die Werke russischer Schriftsteller, wie z.B. Dostojewski, wurden im Prozess des Übersetzens geglättet, manchmal auch gekürzt oder der Leseerwartung eines in bürgerlichen Zuständen lebenden Lesepublikums angeglichen.

Selbst die erste deutsche Übersetzung von „Die Reisen Benjamins des Dritten“ durch den in der Nähe von Lemberg geborenen jüdischen Autor und Publizisten Efraim Frisch stand noch immer unter diesem Manko. Frischs Übersetzung erschien als Band 83 der Bücherei des Schocken Verlages und war an ein von der deutschen Kultur ausgeschlossenes jüdisches Publikum gerichtet. Susanne Klingenstein charakterisiert seine Übersetzung als „altväterlich“, die den Sarkasmus des Originals, die Kritik an der ostjüdischen Lebenswelt im 19. Jahrhundert, unterschlägt.

Frisch ließ auch das mit vielen Leserlenkungen versehene Vorwort des Romans einfach weg. Dabei kannte sich Frisch in dem im Roman beschriebenen Milieu aus. Er hatte selbst mit seinem Roman „Zenobi“ (1929) die alles andere als altväterliche Geschichte eines Hochstaplers, dessen jüdische Herkunft nur angedeutet wird, veröffentlicht.

Frisch glaubte jedoch, in veränderten, allem Jüdischen gegenüber feindselig gestimmten Zeiten eine allgemeinverträgliche Version eines Klassikers der jiddi-

schen Literatur liefern zu müssen. Frischs Vorgänger, wie z.B. Alexander Eliasberg, glaubten dagegen, ihren Lesern ein stilistisch leicht eingängiges sowie atmosphärisch nicht allzu fremdes Werk bieten zu können.

Diese Zeiten sind, das zeigt jetzt Susanne Klingensteins Neuübersetzung, wohl endgültig vorbei. Man darf jedoch nicht vergessen, dass z.B. Saul Bellows Hauptwerk, der Roman „Herzog“ (1964), erst 2011 in einer dem Original mit seinen jiddischen Redewendungen gerecht werdenden deutschen Neuauflage erschienen ist. Wie oft kann man in älteren Ausgaben der Werke amerikanisch-jüdischer Schriftsteller noch die Formulierung „jüdisches Ostern“ oder Pfingsten (für Schawuot) lesen.

Für diejenigen deutschen Leserinnen und Leser, die das auch online zugängliche

jiddische Original von Scholem Abramowitschs Roman nicht oder nur unzulänglich lesen können, hat Susanne Klingenstein eine Idee gehabt, die man nur begrüßen kann. Sie lässt z.B. das Vorwort sowie das erste Kapitel mit dem originalen Wortlaut beginnen (in lateinischer Umschrift), so dass etwas vom Ton des jiddischen Originals für jeden Leser spürbar wird. Dieser Ton ist schwer zu übersetzen. Manchmal hätte sich der jüdische Leser, der ja selbst in seine deutsche Umgangssprache jiddische Worte einfließen lässt, das eine oder andere Wort unübersetzt gewünscht, weil er mit dem Jiddischen an dieser Stelle mehr hätte anfangen können. Aber das hätte die deutsche Fassung vielleicht für einige Leser unübersichtlich gemacht.

Es bleibt zum Schluss der Rezension noch die Frage zu beantworten, wovon der Roman denn eigentlich handelt. Es ist die

alte Geschichte: wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. Wenn zwei ängstliche Juden auf Wanderschaft gehen, kann ihnen allerhand zustoßen. Dass Abramowitschs Roman an den Don Quijote erinnert sowie weitere literarische Anspielungen, zudem Aufschlüsse der Begriffe aus der jüdischen Lebenswelt erhält der Leser in den reichhaltigen Anmerkungen. Susanne Klingensteins Editionsprinzipien wünscht man viele Nachahmer, damit man von Texten in Sprachen, die man ärgerlicherweise nicht erlernt hat, in der Übersetzung doch sehr viel mehr versteht.

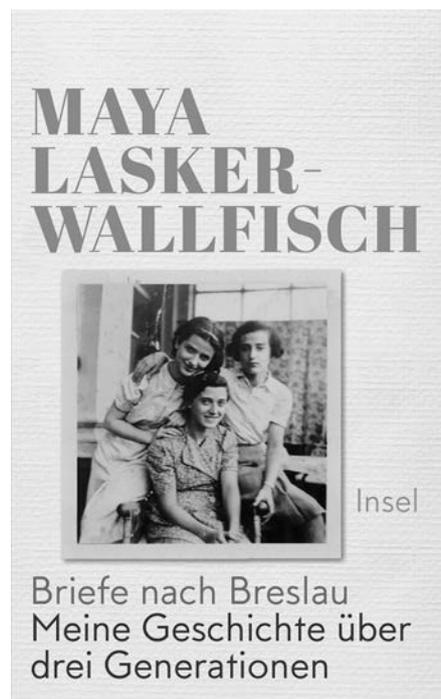
Daniel Hoffmann

Scholem J. Abramowitsch: Die Reisen Benjamins des Dritten, herausgegeben und übersetzt von Susanne Klingenstein, 288 S., Carl Hanser Verlag, München, 2019, www.hanser-literaturverlage.de.

Maya Lasker-Wallfisch

Es ist nicht das erste Buch der Generation nach den Holocaust-Überlebenden, in dem es um die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geht. Eindrucksvolle Beispiele sind Annette Leos „Briefe zwischen Kommen und Gehen“, Martin Doerrys „Mein verwundetes Herz. Das Leben der Lilli Jahn 1900–1944“ und Edmund de Waals wunderbare Geschichte der Familie Ephrussi in „Der Hase mit den Bernstein-Augen“, um nur drei zu nennen. In diesen Fällen sind es die Enkel, die sich der Zeugnisse angenommen haben und die Geschichte ihrer Familien rekonstruieren. Die zweite Generation tritt seltener und vor allem später an die Öffentlichkeit. Im vergangenen Jahr wurde der Film „Winterreise“ der Regisseure Anders Østergard und Erzébet Rácz nach dem Drehbuch von Martin Goldsmith fertiggestellt. Zentral in diesem Film sind die Versuche des Sohnes, seinen Vater – eindrucksvoll gespielt von Bruno Ganz in seiner letzten Rolle – zum Sprechen über sein Leben anzuregen, ja, manchmal zu zwingen.

Das Jahrzehnte dauernde Schweigen der überlebenden Eltern und in vielen Fällen die fast hilflose Suche nach den eigenen Wurzeln ist auch das Thema des Buches von Maya Lasker-Wallfisch. Sie hat, unterstützt von dem Historiker Taylor Downing, ihre Erfahrung als Kind jüdischer Nachkriegseinwanderer in England als sehr persönliche Geschichte ihres Scheiterns und, wie es scheint, letztlich doch gelungener Entwicklung hin zur psychoanalytischen Psychotherapeutin verwoben mit der Geschichte ihrer Mutter, Anita



Lasker-Wallfisch und deren Familie, der Laskers aus Breslau.

Anita Lasker-Wallfisch hat ihre Geschichte, unter dem Titel „Ihr sollt die Wahrheit erben: Die Cellistin von Auschwitz – Erinnerungen“, 1997 erschienen, in zahllosen Schulveranstaltungen und spätestens seit ihrer eindrucksvollen Rede 2018 aus Anlass der Gedenkstunde zum Tag der Befreiung von Auschwitz einem breiten Publikum bekannt gemacht.

Sie war aber nicht nur die Cellistin von Auschwitz, sondern ist auch eine bedeu-

tende englische Cellistin, lange Jahre Mitglied des English Chamber Orchester. Ihr Sohn Simon trat in ihre Fußstapfen. Ihr Mann war Pianist, auch er Berufsmusiker aus einer deutsch-jüdischen Familie, der sich nach Meinung der 1958 geborenen Tochter nie wirklich an die englische Kultur gewöhnt hat. „In meinem Elternhaus wurden zwei Sprachen gesprochen: Musik und Deutsch. Ich beherrschte keine von beiden. Damit fing das Problem an.“

Maya war in ihrer Selbstwahrnehmung ein zutiefst verstörtes Kind, das in der Schule Schwierigkeiten bekommt und früh abgelenkt in die Drogenszene. Sich daraus zu befreien bedarf der privaten und professionellen Unterstützung, die sie unter anderem von ihrer Mutter und dem Bruder erhält. Sie sucht Sicherheit im Judentum, das als religiöser Referenzrahmen in der Familie keine Rolle spielte, und nimmt alles, was sie vor ihrer Eheschließung mit dem Sohn eines bedeutenden englischen Rabbiners an Wissen und Regeln lernen soll, begierig auf.

Aus der Ehe geht der Sohn Abraham hervor, der nach der Trennung bei ihr aufwächst, offensichtlich das musikalische Talent der Laskers und Wallfischs besitzt, sich nach Jahren gegen eine Musikkarriere entscheidet, aber mit beiden Herkunftsfamilien eng verbunden bleibt. Maya entdeckt durch ihre Fort- und Weiterbildung in der Psychotherapie und in der Neurologie manche Hinweise auf die Gründe ihrer Schwierigkeiten. Forschungen der vergangenen Jahrzehnte lassen

den Schluss zu, dass die Traumata der Erlebnissgeneration auf die zweite und bis zu einem gewissen Grad auch auf die dritte Generation übertragen werden.

In Deutschland haben u.a. Gabriele Rosenthal mit „Holocaust im Leben von drei Generationen“ und Kurt Grünberg zu diesem Thema veröffentlicht. Baruch Bar-Din

hat mit anderen zusammen die Kinder der Shoa-Überlebenden mit den Kindern von Tätern zusammengebracht und sie zu Wort kommen lassen. Es ist also nicht neu, was Maya Lasker-Wallfisch schreibt. Aber es ist eine gut lesbare Autobiografie und öffnet für ein Nicht-Fachpublikum eine wichtige Dimension zum Verständnis der zweiten Generation. Und obwohl Maya

Lasker-Wallfisch kein Deutsch spricht, wollte sie dieses Buch zuerst in deutscher Sprache erscheinen lassen. Sie lebt inzwischen zeitweilig in Berlin.

Angela Genger

Maya Lasker-Wallfisch: *Briefe nach Breslau*, 254 S., Suhrkamp Verlag, Berlin 2020, www.suhrkamp.de.

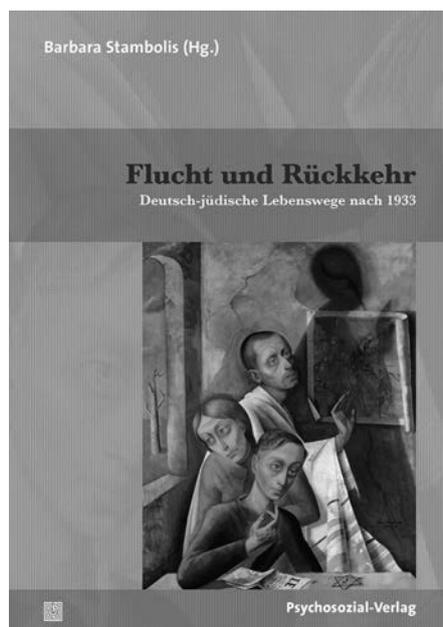
Auswanderer und Remigranten

Die nationalsozialistische Judenverfolgung hat sehr viele Menschen bewegt, Deutschland zu verlassen. Dieser Schritt, der manchen Leuten schwer gefallen ist, hat ihnen das Leben gerettet. Aus verschiedenen Gründen sind nach Kriegsende einige Auswanderer in das vom Krieg gezeichnete Vaterland zurückgekehrt. Die Geschichte einiger Emigranten und Remigranten war Gegenstand einer Konferenz, die im November 2018 in Münster stattfand. Die Historikerin Barbara Stambolis hat jetzt den um einige Beiträge erweiterten Tagungsband herausgegeben. Diese Neuerscheinung verdient Beachtung.

Wie in letzter Zeit üblich, fasst die Herausgeberin die einzelnen Beiträge in ihrer Einleitung kurz zusammen. Stambolis verweist auch auf weitere Persönlichkeiten, die in diesem Band einen Beitrag verdient hätten: Jakob Moneta, Peter Blachstein, Jizchak Schwersenz. Ich vermisse den Hinweis auf zurückgekehrte Rabbiner, die beim Wiederaufbau der zerstörten Gemeinden mitgewirkt haben: Paul Holzer, Isaak Emil Lichtigfeld, Fritz Elieser Bloch, Hans Isaak Grünwald, Nathan Peter Levinson und Benjamin Gelles. Über das Schicksal dieser Rabbiner wäre einiges zu erzählen, vielleicht auf einer zukünftigen Tagung des Zentralrats.

Die Autorinnen und Autoren des hier vorzustellenden Buches skizzieren viele deutsch-jüdische Lebenswege nach 1933. Das Personenverzeichnis ist immerhin viereinhalb Seiten lang. Um einen kleinen Eindruck von der Vielfältigkeit der behandelten Geschichten zu vermitteln, möchte ich stichwortartig auf den Inhalt einiger Essays hinweisen. Auch erlaube ich mir, eine kritische Randbemerkung zu notieren.

Abgedruckt ist ein aufschlussreiches Ego-Dokument, das im Nachlass des preußisch-jüdischen Historikers Hans-Joachim Schoeps (1909–1980) gefunden wurde. Dieser Text war uns schon aus Micha Brumliks Schoeps-Monographie bekannt



(siehe dazu auch unsere Besprechung in: JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, 18. September 2020, Seite 55). Meines Erachtens ist der Untertitel falsch und auch irreführend: „Wie Schoeps im Frühjahr 1947 die Rückkehr aus dem schwedischen Exil in seine einstige Heimatstadt Berlin erlebte.“ Das „Wie alles sein wird“ überschriebene Manuskript schildert nämlich keineswegs Erlebnisse des Remigranten; es enthält vielmehr Überlegungen und Wunschvorstellungen, die Schoeps vor seiner Rückkehr nach Deutschland in Schweden formuliert hat.

Auf die oft gestellte Frage, warum jüdische Menschen, die rechtzeitig aus Nazi-Deutschland flohen, nach Kriegsende zurückkehrten, findet der aufmerksame Leser im vorliegenden Band verschiedene Antworten. Das dürfte nicht überraschend sein; denn jeder Fall weist besondere Umstände auf.

Die Tänzerin und Schauspielerinnen Valeska Gert (1892–1978) z.B. hielt es in den USA nicht aus. Sie bemerkte im Rückblick: „Valeska tanzte in der neuen Welt / sie hatte Ruhm und hatte Geld / und hatte Heimweh nach Berlin / dem Kudamm

und dem Tauentzin / sie fuhr zurück auf gut Glück / und vieles war im Eimer / Sie aber wollte tanzen und noch mehr / aber von Behörden wollte keiner ...“.

Der Hamburger Psychologe Curt Bondy (1894–1972) kehrte „mit geteilten Gefühlen“ zurück. Im Jahre 1949 war er bereit, aus Amerika nach Deutschland zu kommen, „wenn man mich haben will und wenn ich glaube, dort wichtige Arbeit leisten zu können.“ Der bekannte Soziologe Norbert Elias (1897–1990) lebte 30 Jahre lang in England und nahm erst 1965 eine Gastprofessur in Münster an: „Bei den Gründen für die späte Remigration mag neben den konkreten Lehrmöglichkeiten auch der Wunsch eine Rolle gespielt haben, wieder mit der Sprache und in der Kultur der Kindheit zu leben.“

Es waren wohl hauptsächlich ideologische Gründe, die Schlüsselfiguren der Erwachsenenbildung in der DDR zur Remigration veranlasst haben. Es fällt nämlich auf, dass fast nur solche Personen, die in der Weimarer Republik in kommunistischen Organisationen sozialisiert worden waren, in der DDR führende Positionen in der Erwachsenenbildung erhielten. Im hier angezeigten Tagungsband ist, das soll nicht unerwähnt bleiben, nicht nur von Remigranten nach Deutschland die Rede. Aus zionistischer Sicht kann man Juden, die aus Europa oder Amerika nach Palästina / Israel gekommen sind, auch als Remigranten bezeichnen. Das erklärt den folgenden paradox klingenden Titel eines Beitrags: „Emigration als Remigration – wie Emigranten Schule machten“. Referiert wird die Geschichte einiger Bildungsanstalten, die im damaligen Palästina von eingewanderten Vertretern der deutschen Neo-Orthodoxie gegründet und geleitet worden sind.

Yizhak Ahren

Barbara Stambolis (Hg.): *Flucht und Rückkehr. Deutsch-jüdische Lebenswege nach 1933*, 219 S., Psychosozial-Verlag, Gießen 2020, www.psychosozial-verlag.de.

Meinwärts



Dem 150. Geburtstag von Else Lasker-Schüler und dem Jubiläum „30 Jahre Else Lasker-Schüler-Gesellschaft“ widmete der Vorsitzende der Literaturvereinigung, der Journalist und langjährige Leiter des WDR-Studios Wuppertal, Hajo Jahn, den 13. Almanach mit dem Titel „Meinwärts – das Herz der Avantgarde“. Auf fast 400 Seiten bietet der Herausgeber seinen Lesern Rückblicke auf zahlreiche Veranstaltungen im ELS-Jubiläums-Jahr 2019, Einblicke in drei Jahrzehnte Arbeit seiner Literatur-Gesellschaft und neue Erkenntnisse der Else Lasker-Schüler-Forschung. „Wo gibt es das schon“, fragt Hajo Jahn in seinem Vorwort, „dass einer vor eineinhalb Jahrhunderten geborenen Künstlerin – noch dazu Jüdin, Exilantin und Frau – ein Jahr lang im In- und Ausland Lorbeerkränze in Form von Vorträgen, Ausstellungen und Konzerten geflochten werden?“ Es ist eine beeindruckende Würdigung der Dichterin und Zeichnerin, aber der Leser kann auch mit großem Respekt

zur Kenntnis nehmen, wie sehr das dichterische und zeichnerische Werk Else Lasker-Schülers noch heute die Fachwelt beschäftigt und wie die Wuppertaler Gesellschaft von Hajo Jahn dabei auch im Zentrum vieler Bemühungen steht.

„Ich möchte der Else Lasker-Schüler-Gesellschaft und Ihrem Vorsitzenden Hajo Jahn herzlich dafür danken“, schreibt Zentralrats-Präsident Dr. Josef Schuster in seinem Vorwort, „dass sie seit bald 30 Jahren die Erinnerung an diese große Künstlerin wachhält.“

Der 13. Almanach ist im Peter Hammer Verlag erschienen, mit Beiträgen unter anderen von Bazon Brock, Jakob Hensing, Ingrid Bachér und Antje Birthälmer. Das Buch kann auch bei der Gesellschaft bestellt werden. *Benno Reicher*

Hajo Jahn (Hg.): Meinwärts – das Herz der Avantgarde, 13. Almanach der Else Lasker-Schüler-Gesellschaft, 384 S., Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2020, www.peter-hammer-verlag.de.

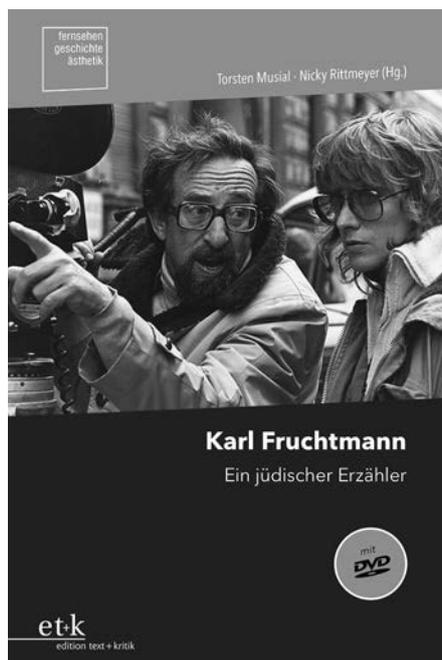
Grimme-Preisträger Karl Fruchtmann

Zu den jüdischen Remigranten nach der Shoa, die sich in Deutschland einen Namen gemacht haben, gehört der Autor, Theater- und Fernseh-Regisseur Karl Fruchtmann (1915–2003). Über das Leben und über das vielseitige Werk dieses Künstlers ist ein informatives Buch erschienen, das nicht in der Flut der Neuerscheinungen ohne Beachtung untergehen sollte.

Nicky Rittmeyer erzählt unter der schlichten Überschrift „Chronik“ Fruchtmanns wendungsreiche Lebensgeschichte. Er wurde in der ostthüringischen Kleinstadt Meuselwitz als drittes von sechs Kindern einer polnisch-jüdischen Kaufmannsfamilie geboren. Die Eltern waren typische neureiche Assimilanten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Karl in seiner Jugend sich seines Judentums gar nicht bewusst war; er hat sich in jener Zeit ausschließlich als Deutscher gefühlt.

Als die Nazis 1933 an die Macht kamen, änderte sich auch für Familie Fruchtmann die Lage dramatisch. Die Eltern mussten ihr kleines Kaufhaus durch ein Spalier von SA-Leuten verlassen, wobei sie tätlich angegriffen wurden. Erschüttert von der Demütigung erlitt der Vater einen Schlaganfall, an dem er wenige Tage später im Alter von 46 Jahren starb.

Karl Fruchtmann legte 1936 das Abitur in der Schweiz ab, kehrte jedoch nach



Deutschland zurück. Schon bald kam er in ein Konzentrationslager bei Chemnitz und danach in das KZ Dachau. Aus der Haft wurde er „beurlaubt“, um das Kaufhaus zu veräußern. Vor Ausbruch des Weltkriegs konnte Familie Fruchtmann, die keineswegs zionistisch orientiert war, nach Palästina ausreisen. Seine Heimatstadt Meuselwitz hat Karl Fruchtmann nie wieder besucht.

Im neuen Land am Mittelmeer, in das er mit einer ablehnenden Haltung kam,

nahm Fruchtmann verschiedene Gelegenheitsarbeiten an, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. So arbeitete er von 1940 bis Kriegsende für die britische Armee. Während des Unabhängigkeitskrieges diente Fruchtmann in der Verwaltung der israelischen Luftwaffe. Ab 1950 hatte er eine Stelle bei der israelischen Fluggesellschaft El Al. Im Jahre 1953 wurde London sein Standort. Dort begann Fruchtmann ein kurzes Studium, das er ohne Abschluss beendete.

Im Herbst 1958 kehrte Fruchtmann erstmals nach Deutschland zurück. In der ihm fremd gewordenen Heimat hat er sich dann neu orientiert. Beim WDR in Köln erlernte Fruchtmann das Fernsehhandwerk. Im Alter von 46 Jahren gab er 1962 sein Debüt als Regisseur. Im Sommer 1969 zog Fruchtmann mit seiner Familie nach Bremen, da er gute Kontakte zu Radio Bremen hatte. Die Hansestadt blieb sein Wohnsitz bis zu seinem Lebensende. Dem von Rittmeyer zusammengestellten Werkverzeichnis ist zu entnehmen, für welche Theater und für welche Sendeanstalten Fruchtmann gearbeitet hat. Er hat mehrere Stücke ins Deutsche übersetzt und einige Bücher publiziert, sogar eine Gedichtsammlung („Auschwitz-Kinderlieder“, Bremen 1990). Im vorliegenden Band sind einige programmatische Erklärungen von Fruchtmann abgedruckt sowie auch zwei bisher unveröffentlichte Texte aus seinem Nachlass, den die

Witwe 2007 der Akademie der Künste in Berlin übergeben hat.

Der Filmhistoriker Michael Töteberg hat im Nachlass recherchiert, und er fasst die Ergebnisse seiner Untersuchungen in einem materialreichen Essay zusammen. Leser erfahren sowohl einiges über die Entstehungsgeschichte der Fernsehfilme von Fruchtmann als auch über die Reaktionen nach der Ausstrahlung. Das Presseecho zu Fruchtmanns Filmen war oft geteilt. So urteilt Töteberg über Marcel Reich-Ranickis Kritik an Fruchtmanns Heine-Film (1983): „Die Besprechung ist eine einzige Invektive!“ Auf den Dokumentarfilm „Zeugen. Aussagen zum Mord an einem Volk“ (1981) reagierten 370 Anrufer; es gab nur 50 positive Stimmen, die anderen waren schroff ablehnend (z.B.: „Holokotze“).

Sorgfältige Analysen der wichtigsten Filme von Fruchtmann hat der Medienwissenschaftler Karl Prümm angefertigt; der

Titel seiner Abhandlung lautet: „Nah bei den Opfern, solidarisch mit den Überlebenden. Der bildmächtige und experimentelle Fernsehzeherzähler des Holocaust Karl Fruchtmann.“ Eine seiner Feststellungen lautet: „Es ist kaum nachvollziehbar, warum „Zeugen“ (1981) heute nahezu vergessen ist.“ Prümm vermutet, Claude Lanzmanns „Shoah“ (1985) habe Fruchtmanns Erinnerungsfilm einfach in den Schatten gestellt.

Für seinen Dokumentarfilm „Ein einfacher Mensch“ über den Shoa-Überlebenden Jacob Silberberg erhielt Fruchtmann im Jahre 1988 den Adolf-Grimme-Preis mit Gold; es handelt sich um die höchste Auszeichnung, die die deutsche Fernsehkultur zu vergeben hat. Prümm bemerkt: „Fruchtmanns einzigartiges Werk wurzelt in der Erfahrung des Holocaust. Aus dem eigenen Erleben der rassistischen Gewalt und des Terrors leitete er eine ethisch-moralische Verpflichtung ab, durch seine Filme die Erinnerung an

die Opfer wach zu halten, den Überlebenden eine Stimme zu geben und der Verleugnung und Verdrängung der Verbrechen entschieden zu widersprechen.“

In ihrer Vorbemerkung erwägen die Herausgeber mögliche Fortsetzungen der vorgelegten Studien. Sie schreiben u.a.: „Für eine umfassende Wiederentdeckung Karl Fruchtmanns erscheint es geboten, insbesondere auch sein filmisches Werk in Form von DVD-Editionen, Fernsehausstrahlungen und Kinoproduktionen zugänglich zu machen. Die diesem Band beigegebene DVD-Erstveröffentlichung von KADDISCH NACH EINEM LEBENDEN soll dabei als ein Anfang verstanden werden.“ Der erste Schritt wurde also bereits getan; ich bin gespannt, ob ein zweiter Schritt folgen wird. *Yizhak Ahren*

Torsten Musial, Nicky Rittmeyer (Hg.): Karl Fruchtmann. Ein jüdischer Erzähler, 240 S., mit DVD „Kaddisch nach einem Lebenden“, ein Film von Karl Fruchtmann, 1969 Radio Bremen, edition text + kritik, München, 2019.

Fruchtmann-Film

Für eine frühe Auseinandersetzung mit der Shoa lassen sich in den 1960er und 1970er Jahren kaum deutsche Filme finden, und vielleicht ist das ja gut so. Der erste Film, der bei uns ein großes Fernsehpublikum erreichte, war 1979 die amerikanische TV-Serie „Holocaust“. Zwei weitere nichtdeutsche Produktionen, aus Frankreich 1985 Claude Lanzmanns fast 10 Stunden langer Dokumentarfilm „Shoah“ und aus den USA 1994 Steven Spielbergs „Schindlers Liste“, markieren spätere Eckpunkte der filmischen Auseinandersetzung mit der Judenvernichtung der Nazis.

In diesem historischen Kontext ist der deutsch-jüdische Regisseur Karl Fruchtmann, selbst ein KZ-Überlebender, wohl nur noch älteren Filmhistorikern geläufig. Dabei erhielt er 1988 den begehrten Grimme-Preis für „Ein einfacher Mensch“. Der Film über einen ehemaligen Auschwitz-Häftling, der die Leichen der vergasteten Menschen verbrennen musste, beschäftigt sich in einer Mischung aus Dokumentar- und Spielszenen mit der Frage des Weiterlebens nach der „Rückkehr aus der Hölle“.

Bereits 1969 drehte Fruchtmann für seinen Heimat-Sender Radio Bremen den Film „Kaddisch nach einem Lebenden“. Darin setzte er sich auch mit seinen eigenen leidvollen Erfahrungen als KZ-Häftling auseinander. Erzählt wird die Geschichte von Peri, der in Tel Aviv seinen früheren Mithäftling Bach sucht. Peri fin-



det Bach schließlich psychisch zerbrochen an einer Straßenecke in Tel Aviv und danach spricht er in einer Synagoge das Totengebet Kaddisch nach dem „Lebenden“. Auf der Suche nach Bach erinnert sich Peri in Rückblenden an die Qualen und Demütigungen, die Bach durch zwei Nazis im KZ erleiden musste. Diese Szenen sind nur schwer auszuhalten. Fruchtmann arbeitete dabei mit langen Kameraeinstellungen und ganz wenig Text. Anders als in vielen späteren Spielfilmen von anderen Regisseuren erreicht Fruchtmann ein sehr hohes Maß an dokumentarischer Authentizität.

Zur Edition des Fruchtmann-Buches stellt der herausgebende Münchner Verlag gleichzeitig eine DVD von „Kaddisch nach einem Lebenden“ zur Verfügung. Damit ist das Werk für Filmhistoriker und Interessierte erfreulicherweise wieder ganz einfach zugänglich. Ebenso empfehlenswert ist der Radio Bremen-Beitrag „Karl Fruchtmann: Der Mann, der Holocaust-Zeitzeugen zu Wort kommen ließ“ von Susanne Brahm und Rainer Krause, gesendet am 13. Juni 2020 und in der Mediathek von Radio Bremen ein Jahr verfügbar.

Benno Reicher

Габима-скандал в Вюрцбурге

На 19 ноября 1930 года в Вюрцбурге был запланирован гастрольный спектакль московской театральной труппы «Габима». Она уже успешно выступила в этом городе в январе 1930 года с пьесой «Голем». Теперь зрителям предстояло увидеть драму «Диббук» написанную в 1920 году писателем и этнографом Семеном Ан-ским по-русски, но позже переведенную на иврит поэтом Хаимом Нахманом Бяликом. На иврите она и была поставлена режиссером Евгением Вахтанговым. Сценография Натана Альтмана, музыку к спектаклю сочинил Йозель Энгель, талантливый композитор, в 1922 году покинувший СССР и переехавший в Тель-Авив, чтобы создавать новую ивритскую песенную культуру.

В основе пьесы Ан-ского - мистическая любовная история, произошедшая в восточноевропейском еврейском местечке. Диббук в еврейском фольклоре - злой дух, вселяющийся в человека, овладевая душой. Изгнать его может только цадик. Члены вюрцбургской еврейской общины, даже едва владеющие ивритом, стремились увидеть драму, переносящую их в прошлое своего народа.

Гауляйтер НСДАП в Нижней Франконии Отто Хельмут решил, что для местных сторонников Адольфа Гитлера впервые появился реальный шанс громко заявить о себе.

В день спектакля по всему городу распространялись листовки местной организации НСДАП с призывом к акции протеста: «Евреи хотят превратить городской театр, который содержится на ваши налоговые гроши, в площадку для пропаганды своей псевдокультуры. Протестуйте вместе с нами против этого культурного позора! Вставайте на защиту пробуждающей Германии и немецкого искусства!»

За полчаса до начала представления, назначенного на 20:00, сотни демонстрантов, среди которых было много студентов, собрались перед театром, выкрикивая: «Германия, проснись, еврей сдохни!». Театралам пришлось пробираться сквозь толпу под устремленными на них враждебными взглядами.

Затем демонстранты начали ударять палками и кулаками в двери и окна театра. Один из зачинщиков крикнул: «Долой евреев, путь убираются прочь из города! Забейте их до смерти!». Кое-кто попытался ворваться внутрь, но полиции удалось предотвратить вторжение. Публика в зале с тревогой слушала многоголосое скандирование.

Среди зрителей находилась 17-летняя гимназистка Паула Арензберг: «Я помню свой ужас от мысли, что все мы в ловушке и не выберемся из театра живыми».

Либеральному обер-бургомистру Вюрцбурга Гансу Лёффлеру, который не присутствовал на спектакле, но, узнав о случившемся, сразу же поспешил на место происшествия, пришлось выслушать самые ужасные оскорбления. Позже, после прихода к власти нацистов, Лёффлер отказался поднять над ратушей флаг со свастикой и под давлением СА был вынужден выйти на пенсию.

Около 20:30 полицейские, защищавшие театр, наконец, получили подкрепление, и демонстранты были отеснены от здания. Спектакль начался, хотя и на полчаса позже.

Все центральные улицы были заблокированы почти тысячей демонстрантов, ожидающих окончания пьесы. Покидая театр в 23:30, зрители под покровом темноты становились жертвами насилия. Причем стражи порядка чаще всего не оказывали активной помощи, либо их вообще не было поблизости.

Многие получили ранения. После возгласа одной из демонстранток: «Это еврей, бейте его!», полдюжины молодых людей с кулаками набросились на инженера из Нюрнберга. Се-

мья из трех человек, мать, сын и дочь, были оглушены криками: «Вы кошерные?»

«Не знаю, как около двух часов ночи добралась домой. Чувство страха не покидало меня еще долго», - вспоминала Паула Арензберг.

На следующий день на заседании городского совета произошло подробное обсуждение произошедшего. Прозвучала резкая критика действий сил безопасности во время беспорядков. Обер-бургомистр Ганс Лёффлер подчеркнул художественную ценность постановки. В противоположность этому, Карл Вольц, лидер фракции НСДАП, охарактеризовал ее, как провокацию, и оспаривал любое упоминание об ответственности национал-социалистов за учиненный дебош.

Все вюрцбургские газеты осудили беспорядки. «Volksblatt» посчитал «удивительным» то, что полиция не проявила решительности и не противодействовала «отвратительному скандалу». В печатном органе социал-демократической партии было упомянуто о банкротстве порядка и «оскверненной репутации Вюрцбурга». Лишь «General-Anzeiger» воздержался от любой критики.

3 февраля 1931 года в Окружном суде Вюрцбурга начался «Габима-процесс». Здание охранялось полицейскими. Против десяти молодых людей, пятеро из которых уже привлекались к суду, и 20-летней девушки, служащей одной из контор, было выдвинуто обвинение в нарушении общественного порядка. Был выслушан 51 свидетель, включая обер-бургомистра. Отто Хельмут постоянно подавал реплики из зала, а подсудимые держались довольно дерзко и не признавали себя виновными. 24-летний парикмахер Эдгар Халлер заявил, что попал на демонстрацию совершенно случайно. А один студент-медик признался: «Я орал лишь только потому, что был «мертвецки пьян».

В своем заявлении прокурор Карл Силос призвал учесть смягчающие обстоятельства, поскольку мотивы, побудившие демонстрантов, не были «низменными и преступными, они лишь протестовали против выступления иностранной театральной группы».

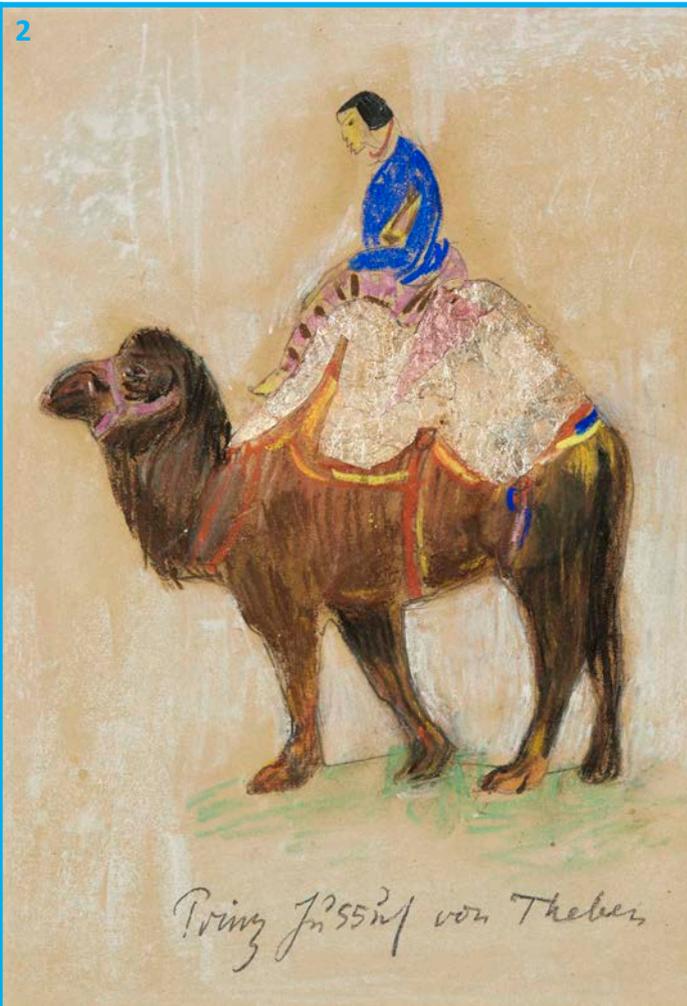
Председательствующий судья Фридрих Зауэр также подчеркнул, что «обвиняемые действовали, подчиняясь руководству своей партии».

5 февраля, 1931 года после трех с половиной часов обсуждения присяжные огласили решение. Общий срок тюремного заключения составил всего 15 с половиной месяцев, трое обвиняемых вообще были оправданы за отсутствием доказательств. Истинные подстрекатели и вдохновители, в первую очередь Отто Хельмут, остались в тени, их представители правосудия не осмелились призвать к ответу.

На апелляционном слушании 11 марта приговоры были пересмотрены, и сроки заключения сокращены.

Журнал Jüdischer Echo писал: «Этот судебный процесс и этот приговор показали, что сегодня в Германии процветает отступление от нормального правосознания».

Регина Кон



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.